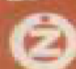
DAN SHOCKER's

Macabros



Nr. 22

DM 1,20

Österr. S 9,—; Schweiz Fr. 1,30
Schweden Kr. 2,50 inkl. moms
Italien L 350; Spanien Pts 30
Printed in Germany

Phantom aus dem Unsichtbaren



Nr. 22

Phantom aus dem Unsichtbaren

Von einer Sekunde zur anderen kann sich die Welt verändern.

Jorge de Silva erlebte das am eigenen Leib, und er sollte keine Gelegenheit mehr haben, darüber mit jemand Außenstehendem zu sprechen.

Über die Sierra pfiff der Wind. Hier oben merkte man schon den nahenden Herbst. Die Luft war kühl, die Touristen, die es hin und wieder wagten, einen Abstecher in die abgelegenen Bergstädtchen zu machen, blieben aus. Aber über sie konnte de Silva sich wahrhaftig nicht beschweren. Die Stelle, wo sein Haus lag, war bis auf den heutigen Tag nicht mal vom neugierigsten Touristen gefunden worden.

Das einsame alte spanische Haus stand auf einem Felsplateau. Von hier oben hatte man eine vortreffliche Sicht über die karge Landschaft. Der nächste Ort, Finjas, lag fünf Kilometer entfernt und dann kam lange Zeit erst mal nichts, außer den Obst- und Gemüsegärten und den Weinfeldern.

Eine steile, kurvenreiche Straße führte den Berg herauf.

De Silva stand am Rande des Plateaus und blickte in die Dunkelheit. Von hier aus konnte er einen Teil der Straße kontrollieren, aber um diese Zeit war auch das nicht mehr möglich. Es war schon zu finster.

De Silva, der durch den Verkauf von Kampfstieren zu ansehnlichem Wohlstand gekommen war, kaute nervös auf seiner Unterlippe. Er erwartete seine Tochter, die versprochen hatte, noch vor Einbruch der Dunkelheit hier einzutreffen. Das war nicht geschehen. Die Möglichkeit, daß Carmen unterwegs irgendwo steckengeblieben oder in einen Stau auf der Küstenstraße geraten war, bestand, und er sorgte sich noch nicht um sie. Aber er wußte, daß seine Frau Maria mit jeder vergehenden Minute unruhiger wurde. Seit sie erkrankt war, nahm sie alles doppelt schwer, und es würde einige Mühe bereiten, sie zu beruhigen.

Seufzend wandte er sich ab und ging über den breiten Plattenweg zum Haus zurück. Das gläserne Portal zum Wohnzimmer stand weit offen. Im Kamin brannten ein paar Scheite.

Maria hantierte in der Küche. Teller und Bestecke klapperten.

Jorge de Silva zog das Glasportal zu. Das leise schleifende Geräusch der Terrassentür ließ sie aufmerksam werden.

»Schon etwas zu sehen, Jorge?« fragte Maria de Silva von der Küche her. Ihre Gestalt erschien im hellerleuchteten Türviereck. Sie war eine schöne, attraktive Frau, der auch die schwere Operation und die sich anschließenden Tiefenbestrahlungen nichts hatten anhaben können.

Tiefschwarzes Haar rahmte ein schmales, helles Gesicht mit Samthaut.

Erholungskuren und ausreichend Hilfe im Haus hatten zur Gesundung beigetragen. Maria de Silva brauchte sich um nichts zu kümmern.

Nur heute war es anders. Das Personal hatte Ausgang. Wenn Carmen kam, wollte Maria de Silva stets das Gefühl haben, mit ihrer Familie allein zu sein. Sie kümmerte sich dann auch um das Essen. Darin war sie eigen.

»Nein, noch nicht, Querida«, nannte er sie mit ihrem Kosenamen.

»O Jorge…«

»Kein Grund zur Besorgnis«, fiel er ihr sofort ins Wort. »Du weißt selbst, was sie heute mittag noch am Telefon gesagt hat. Etwas mit ihrem Wagen sei nicht ganz in Ordnung, und es könne ohne weiteres der Fall sein, daß sie doch erst noch eine Reparaturwerkstatt aufsuchen müsse.«

»Dann hätte sie doch von dort aus anrufen können.«

»Vielleicht hatte sie keine Gelegenheit dazu. Es gibt noch viele andere Gründe, weshalb sie sich verspätet.«

»Eben, das ist es, und darum mache ich mir Sorgen.«

»Gründe, die ganz belangloser Natur sein können, Querida. Mach' dir keine Sorgen!« Er ging auf sie zu, legte seinen Arm zärtlich um ihre Schultern und zog sie an sich. Der geringste Anlaß genügte, um bei ihr eine Panik zu erzeugen.

»Vielleicht ist sie unterwegs liegengeblieben, Jorge. Sie hat möglicherweise geglaubt, es noch zu schaffen, und nun hat keine Werkstätte mehr auf, und Carmen muß zu Fuß gehen. Der Gedanke daran macht mich krank.«

»Ich werde ihr entgegenfahren«, reagierte er sofort. »Wenn es dich beruhigt.«

»Ja, es würde mich beruhigen.«

Er hauchte einen Kuß auf ihre Stirn. »Ich bin gleich wieder zurück.«

De Silva ging hinaus an die Flurgarderobe. Er nahm eine hellgefärbte Ziegenlederjacke vom Haken, schlüpfte hinein und griff nach der Türklinke.

Im gleichen Augenblick geschah es…

Wie ein elektrischer Strom lief es durch die Klinke, durch die Tür. Das Zittern ergriff selbst von den Wänden Besitz, von Decke und Boden.

»Jorge! Was ist das!« Maria de Silvas Stimme überschlug sich.

Ängstlich eilte sie auf ihren Mann zu.

Da war es auch schon wieder vorüber.

»Ein Erdbeben?« fragte die Spanierin tonlos, und mit großen Augen starrte sie auf Jorge.

Der zuckte die Achseln. »Ich weiß nicht«, murmelte er und

bemühte sich, sein Erschrecken nicht zu zeigen.

Mechanisch zog er die Haustür auf und prallte zurück.

Ein Schwall feuchtwarmer Luft traf sein Gesicht, und ein Stöhnen entrann seinen Lippen, als sein Blick die Umgebung wahrnahm.

Das war doch nicht der Innenhof, nicht der Weg, der zur Garage führte, nicht die vertraute Umgebung…

Jorge de Silva stand da wie zur Salzsäule erstarrt und konnte nicht fassen, was er sah.

Er kam sich vor, als stünde sein Haus auf einem winzigen Eiland.

Vor der Haustür wuchs eine Palme, deren lange, gezackte Blätter sich tief zur Erde herabbeugten.

Da war doch vor wenigen Minuten, als er in das Haus gekommen war, noch keine Palme gewesen!

Auch die Luft war anders!

Heiß und stickig und feucht…

Wie im Urwald, wie aus den Nüstern eines titanenhaften, schlafenden Ungetüms, das vor dem Eingang hockte und…

Plötzlich wurde sein Grauen namenlos, das Mark gefror ihm in den Knochen.

Ein Ungetüm?

Nein, da standen viele!

*

Ein Alptraum war wahrgeworden.

Zahllose riesige Schlangen baumelten von der einsamen, krummen Palme herab, aus der brodelnden, stickigen Luft im Hintergrund schob sich ein glotzäugiges Ungeheuer mit einem schrecklich breiten Maul und hervorstehenden Zähnen. Zwei nebelhafte Wesen umtanzten die Gestalten und erinnerten an fratzenhafte Dämonen, die ihre Form veränderten, deren aufgeblasene Leiber manchmal wie unförmige Ballons, dann wieder wie lange, dünne Röhrchen wirkten.

Hart und durchdringend war der Knall, als Jorge de Silva kurzerhand die Tür ins Schloß warf und sich totenbleich umwandte.

Er schluckte heftig, sein Hirn fieberte, und alles in ihm sträubte sich gegen die Bilder, die er eben gesehen hatte.

Die gab es nicht…

Es war, als ob unsichtbare Hände ihn nach vorn schoben.

Er gewahrte das Innere seines Hauses wie durch einen Schleier.

Er stürzte an Maria de Silva vorbei, lief auf die Terrassentür zu und zog sie auf.

Es war das gleiche wie vor dem Haus.

Unheimliche Gestalten aus grünem Fleisch und Blut und nebelhafte Fratzenfiguren bildeten eine undurchdringliche, unheimliche Mauer,

die langsam aber stetig näher kam.

Kichern und schmatzende Laute erfüllten die Luft und ein leises, rhythmisches Blubbern als ob schlammige Blasen in einem kochenden Sumpf aufstiegen und…

Jorge de Silva glaubte, seinen Augen nicht trauen zu können.

Nur einen Schritt von seiner Terrasse entfernt, wo vor wenigen Minuten sich noch der Plattenweg befand, lag jetzt ein brackiger, brodelnder Sumpf, durch den sie wateten, bis zum Brustbein einsanken, aber nicht untertauchten.

Die gespenstischen grauen Gestalten mit den Glotzaugen, den unförmigen Leibern und den breiten, fratzenhaften Gesichtern krochen wie bizarres Gewürm auf das einsame Haus zu.

Eine eiskalte Hand griff nach de Silvas Herz.

Ein fremder Himmel, eine fremde Umgebung! Das Haus war einfach aus dem Ort herausgelöst worden, wo es bis vor wenigen Augenblicken noch gestanden hatte. Mitsamt diesem Haus hatten sie eine furchtbare Reise unternommen. Eine Reise wohin?

De Silva fühlte die Bewegung neben sich und fuhr herum.

Maria stand vor ihm. Schreckensbleich.

»Jorge«, wisperte sie. »Wo sind wir hier?«

»Ich weiß es nicht, Querida.«

Hart zog er die Terrassentür zu. Hinter dem Glas waren die grauen furchtbaren Gestalten zu erblicken, die über die Terrasse kamen.

Dahinter – nichts. Eine brodelnde, unheimliche Schwärze. Nicht mehr das vertraute Plateau und die Felsenformationen.

Eine andere, fremde, unfaßbare Welt umgab sie…

*

Das Herz klopfte ihm bis zum Hals, und Schweiß perlte auf seiner Stirn.

Er spürte den zitternden Körper seiner Frau neben sich und war unfähig, einen klaren Gedanken zu fassen.

Die grauen und grünen Horrorgestalten drängten sich gegen die breite Fensterfront und nahmen sie ein.

Dann splitterte das Glas.

Die Scheibe zur Terrassentür flog ein.

Maria de Silva schrie gellend auf und wankte schrittweise zurück, als die unheimliche Brut in das Wohnzimmer drängte.

Ganz vorn wälzte sich eine Gestalt herein, die ein Mittelding zwischen einem riesenhaften Menschen und einer Qualle war. Ständig veränderte der Unheimliche seine Form, ging mal in die Breite, dann in die Höhe und grünlichgelbe Dämpfe, die aus der düsteren Welt hinter ihm hochstiegen, umschwebten ihn wie selbständige

Lebewesen.

Gleich dahinter folgten zwei menschliche Wesen mit skelettdürren Armen und Beinen und breiten, kantigen Köpfen. Tief lagen die Augen in den Höhlen. Darin glomm es wie feurige Kohlen.

Maria de Silva gab kleine spitze Schreie von sich, als die Gespenstischen näher kamen. Sie war unfähig, etwas zu sagen. Ihre Stimme streikte.

Die Unheimlichen bildeten einen Halbkreis.

Schritt für Schritt wichen de Silva und seine Frau zurück. Jetzt stand er mit dem Rücken zum Kamin, und er fühlte die Wärme, die das dort brennende Holz ausstrahlte.

»Raus, wir müssen raus hier«, gurgelte er. Sein Blick ging vor zur Haustür, und im gleichen Augenblick begriff er, daß es keinen Ausweg mehr für sie gab.

Die Gefahr kam nicht nur von einer Seite und von hier drinnen – sie war auch draußen.

Vorn bewegte sich die Klinke, und dann wurde die Tür hart nach innen getreten.

Eine furchteinflößende, graue Gestalt, die aussah, als wäre sie dem Grab entstiegen, stand auf der Schwelle.

Ein Stöhnen drang aus der Kehle des Spaniers. Er handelte rein instinktiv, als er nach dem schweren, schmiedeeisernen Besteck griff, das sich gerade in Reichweite befand.

Häßliches, dumpfes Kichern hallte durch die Luft. Schwer und stickig war die Atmosphäre, und die grauen und grünen Wesen, die sich wie in Zeitlupe bewegten, schienen eine satanische Freude dabei zu empfinden, gierig nach den de Silvas zu greifen, sie aber nicht zu berühren, dabei den schrecklichen Kreis immer enger ziehend.

Jorge de Silva riß die schmiedeeiserne Schaufel hoch, schwang sie wie ein Schwert und holt nach dem ersten Dämon aus.

Die schwüle Luft pfiff, als die Schaufel heruntergezogen wurde. Sie krachte mitten in das fratzenhafte Gesicht.

Ein höhnisches Lachen brach aus dem schrecklichen Maul des unfaßbaren Wesens, daß es schaurig hallte, als käme das Lachen aus allen Ritzen und Wänden des einsamen Gebäudes.

Das graue Gesicht des Unwesens verschmolz wie zäher Nebel und formte sich neu. Die Krallenhand stieß vor und packte die Schaufel, ehe Jorge de Silva sie zurückreißen konnte.

Er bekam die Kraft des Unheimlichen zu spüren.

Der Spanier flog förmlich nach vorn und klatschte gegen das Wesen, das ihn um mindestens einen halben Meter überragte.

Er spürte den heißen, nach Schwefel und bitterem Gewürz riechenden Atem und merkte, wie sich ihm der Magen umdrehte.

De Silva hörte den gellenden Aufschrei seiner Frau, warf noch den

Kopf herum, sah, daß Maria wie von Sinnen um sich schlug und nach allem griff, was in erreichbarer Nähe war und es den Unheimlichen entgegenschleuderte, die ihren Mann attackierten.

»Maria!« Gellend kam der Schrei aus seiner Kehle.

Er hätte in diesem Moment zehn Hände und Füße haben müssen, um sich zur Wehr zu setzen. Wie in Trance handelte er, als er die graue, schwabbelige Haut seiner Gegner spürte, als er merkte, daß die eiserne Schaufel seinen Fingern entrissen und er auf seine bloßen Hände angewiesen war.

Damit konnte er nicht viel ausrichten.

Er spürte den schleimigen Widerstand oder die harten, unnachgiebigen Knochen, je nachdem wohin er traf.

Schreckliche Gesichter umgaben ihn und waren über ihm.

Schreie tönten aus dem Hintergrund. Etwas Hartes fiel zu Boden und zerbrach. Eine Vase. Maria lief davon. Jorge sah ihren Schatten.

Er konnte nichts mehr tun. Weder für sie noch für sich.

Er stürzte. Klauenartige Hände drückten ihn herab, spitze Fingernägel rissen ihm das Jackett vom Leib, das Hemd herunter. Wie Peitschenschnüre knallten die Hände auf ihn.

Er war umgeben von den Unheimlichen, und er konnte sich ihrem Zugriff nicht mehr entwinden.

Ein scheußliches, blaßblaues Gesicht näherte sich ihm. Blutleere Lippen. Gelbe Zähne, die sich gierig entblößten. Und dann begriff er, was sie von ihm wollten…

Sein Blut!

Untote Gespenster stritten sich um ihn.

Wie berauscht machten sie sich über ihn her. Alles wirbelte durcheinander, unten war oben, oben war unten.

Ein Feuersturm von Gefühlen raste durch sein Innerstes. Die unmenschlichen Gesichter verschmolzen zu einem einzigen, Kichern und Jammern schlugen über ihm zusammen, als würde eine unsichtbare Glocke über ihn gestülpt. Dann folgten Schwärze und endloses Leichtsein, als ob alle Schwerkraft mit einem Mal aufgehoben sei.

War das – der Tod? Floh so das Leben aus dem Körper?

*

Sie warf einen Blick auf ihre Armbanduhr und seufzte. Es war sehr spät, und ihre Eltern würden sich sicher Sorgen um sie machen.

Carmen de Silva bedauerte, daß sie nicht doch noch von unterwegs angerufen hatte. Mit dem Wagen stimmte etwas nicht. Nach Malaga hatte es angefangen. Sie konnte nur noch mit geringer Geschwindigkeit fahren. Wenn sie Gas gab, dann heulte der Motor auf,

aber der Wagen beschleunigte nicht mehr.

Lange Zeit hatte sie wenigstens sechzig Stundenkilometer fahren können. Unter normalen Umständen war dies auch das äußerste, was man auf diesen Straßen abseits der großen Städte schaffte, aber sie riskierte auch schon mal achtzig wenn nicht sogar hundert Stundenkilometer.

Doch das konnte sie nun nicht.

Die hübsche, junge Lehrerin, die an einer schweizerischen Schule in Barcelona unterrichtete, stieß hörbar die Luft durch die Nase und schüttelte den Kopf.

»Wenn das so weitergeht, komme ich heute überhaupt nicht mehr an«, sagte sie im Selbstgespräch und schaltete einen Gang tiefer.

Die holprige Straße führte in steilen Serpentinen aufwärts.

Carmen fuhr zwanzig Stundenkilometer, und der Seat zuckelte und ächzte, als hätte seine letzte Stunde geschlagen.

In der nächsten Kurve spritzten kleine lose Steine vom Fahrbahnrand weg und landeten in dem niedrig stehenden Gebüsch an der Seite.

Noch fünf Minuten waren es bis Finjas. Dann hatte sie die Schinderei hinter sich.

Aber solange machte der Seat nicht mehr mit.

Ein häßliches, knirschendes Geräusch drang plötzlich aus dem Motor, instinktiv gab Carmen noch mal Gas, aber das nutzte auch nichts mehr.

Die Tachonadel fiel zurück, und der Motor war stumm wie ein Fisch.

Geistesgegenwärtig lenkte das Mädchen nach rechts an den Fahrbahnrand heran. Der Seat rollte über den steinigen Untergrund, schaffte noch einen winzigen Hügel und blieb dann endgültig stehen.

Er widerstand allen Startversuchen, und Carmen de Silva resignierte schließlich.

»Ein paar Meter hättest du auch noch machen können«, knurrte sie, während sie kurzerhand das Auto verließ, die Tür zuschlug und abschloß.

Die paar Meter, wie sie meinte, waren leicht untertrieben. Es waren noch gut fünf Kilometer bergauf. Dann war sie erst in Finjas. Von dort aus frühestens konnte sie zu Hause anrufen, damit ihr Vater kam, um sie abzuholen. Den letzten Rest bis zu dem einsam stehenden Haus auf dem Plateau auch noch zu Fuß zurückzulegen, dazu hatte sie keine Lust mehr.

Carmen de Silva klemmte ihre Handtasche unter den Arm und zog fröstelnd die Schultern in die Höhe, als sie sich auf den Weg machte.

Es war stockfinster, und sie hatte das Gefühl, das einzige Lebewesen auf der Welt zu sein.

Sie fürchtete sich nicht, jetzt allein durch die Dunkelheit zu gehen. Es bedrückte sie lediglich der Gedanke an ihre Eltern. Die würden sich Sorgen machen.

Anfangs lief Carmen zügig und kraftvoll, und der anstrengende Weg nach oben brachte sie ins Schwitzen.

Sie atmete schneller und mußte des öfteren kleine Pausen einlegen. Von Finjas war noch keine Spur zu sehen. Hinter dem nächsten Hügel würde sie endlich die Lichter des kleinen Orts wahrnehmen, aber dann waren die noch immer drei Kilometer entfernt.

Plötzlich lag Motorengeräusch in der Luft. Carmen de Silva verharrte in der Bewegung und blickte zurück. Das Geräusch kam näher. Der Motor zerriß die Stille der Nacht.

Deutlich vernahm sie, wie Gas gegeben wurde, wie gleich darauf sich das Motorengeräusch wieder änderte, als der Fahrer offensichtlich erstaunt bremste. Der Wagen stand. Zwei volle Minuten lang.

Carmen vermutete, daß dem Ankömmling der am Straßenrand parkende Seat aufgefallen war.

Dann brummte der Motor wieder auf, und kurz danach erkannte die Spanierin das ferne Licht, das sich den Berg heraufbewegte.

Wenig später erfaßten die Scheinwerfer sie. Carmen stand am Straßenrand und winkte. Ein klappriger Kastenwagen, an dem der Zahn der Zeit und der Rost nagte, zuckelte auf sie zu.

Jemand war noch nach Finjas unterwegs! Sie atmete auf. So würde sie wenigstens die letzte Hälfte des Weges nicht mehr zu Fuß gehen müssen.

Auf dem Kastenwagen stand ein Name. Alfredo. Carmen lächelte. Jedermann in Finjas kannte Alfredo. Er hatte die einzige Tankstelle dort und eine kleine Reparaturwerkstatt. Außerdem unterhielt er so etwas wie einen privaten Taxendienst, wenn jemand zum Bahnhof wollte – der nächste lag zwanzig Kilometer entfernt – oder zu Verwandten in ein Nachbardorf. Alfredo oder sein Sohn machten das schon…

Der Fahrer hielt an.

Carmen lief an das Fenster. Ein Mann streckte seinen wuscheligen Kopf heraus.

»Nanu, Señorita?« fragte er verwundert, ohne die Zigarette aus dem Mund zu nehmen. »Ist etwas passiert?«

»Ich hatte eine Panne, Alfredo.«

»Der Seat unten hinter der Kurve – er gehört Ihnen?«

»Ja.«

»Señorita de Silva!« entfuhr es da dem Fahrer, als die junge Lehrerin unmittelbar neben dem Kastenwagen stand. »Jetzt erkenne ich Sie erst, entschuldigen Sie! Und ich hab’ mich schon gewundert, woher Sie wissen, wer ich bin.«

»Ja, ich bin auch mal wieder im Land, Alfredo.«

»Das Nummernschild am Wagen. Kennzeichen aus Barcelona. Da hätte ich eigentlich schalten müssen.« Alfredo strahlte übers ganze Gesicht. »Da kommen Sie von Barcelona bis hierher und kurz vor der Haustür wird der Motor sauer, wie?«

»Ja, so ähnlich.«

»Soll ich mich gleich um Ihr Gefährt kümmern, Señorita? Wir könnten es abschleppen und…«

Carmen winkte ab. »Das hat Zeit bis morgen früh. Jetzt möchte ich so schnell wie möglich zu meinen Eltern. Die machen sich schon Sorgen um mich.«

Alfredo öffnete bereitwillig die Tür zum Beifahrersitz. »Ich bringe Sie nach oben, Señorita. Bitte, steigen Sie ein!«

»Danke, Alfredo!«

Die Lehrerin rutschte auf den Beifahrersitz.

Alfredo startete. Es krachte im Getriebe, als er den Gang einlegte. Carmen zuckte zusammen. Der Tankstelleninhaber bemerkte es. »Sie brauchen keine Angst zu haben, Señorita. Der Motor ist in Ordnung. Paco und ich haben ihn überholt. Zum Schluß sind zwar ein paar Schrauben übrig geblieben, aber jetzt fährt er um so besser. Der macht noch mal seine hunderttausend, daran gibt es für mich nicht den geringsten Zweifel. Ihr Seat ist bei uns in den besten Händen. In spätestens zwei Tagen haben Sie ihn wieder. Unsere Reparaturen können sich sehen lassen.«

Alfredo redete sich in Rage, und Carmen lächelte stillvergnügt vor sich hin und ließ ihn gewähren. »Bei uns in Finjas ist das noch anders als in der Stadt. Wetten, daß die Ihnen ’nen neuen Wagen aufgeschwatzt hätten?«

»Schon möglich. Beim letzten Mal haben die schon soviel Ersatzteile eingebaut, daß ich mir fast einen Neuwagen hätte leisten können.«

Alfredo winkte ab und zog verächtlich die Mundwinkel nach unten. »Teileauswechsler, pah, das kann jeder. Und die schimpfen sich dann Mechaniker. Lassen Sie sich überraschen von Qualität und Preis meiner Firma, Señorita! Gleich im Morgengrauen machen wir uns an die Arbeit.«

In einem Atemzug fuhr er fort zu erzählen, und Carmen erfuhr, daß er gerade aus Antequera kam, wo er noch einige Ersatzteile holte und sich nun auf das gemeinsame Abendessen mit seiner Familie freue.

Sie gelangten nicht direkt nach Finjas auf den Weg zum Haus der de Silvas. Um in den Ort zu kommen, mußten sie eine schmale, steinerne Brücke überqueren, die jenseits der bizarren Schlucht lag.

Vereinzelt blinkten ein paar Lichter herüber. Alfredos Tankstelle

lag genau am Ortseingang.

Die Straße zweigte vor der Brücke nach links ab, wurde schmaler und noch schlechter und führte auf den letzten Hügel hinauf.

»Halten Sie bitte kurz vor der Kurve, Alfredo«, bat Carmen de Silva.

»Aber Señorita! Ich bringe Sie selbstverständlich bis zum Haus hoch. Es macht mir überhaupt nichts aus.«

»Ich weiß, Alfredo. Darum geht es auch nicht. Ich möchte sie überraschen. Plötzlich stehe ich vor der Tür – und niemand hat einen Wagen kommen sehen.«

»Sie werden Don Jorge und Dona Maria erschrecken, wenn Sie das tun.«

»So schreckhaft sind sie beide nicht. Da an der Kurve, halten Sie bitte an! Das ist auch günstig für Sie zum Wenden.«

Unmittelbar vor dem Hügel gab es eine Art Parkplatz, von wo aus man einen ausgezeichneten Blick in das zerklüftete Tal hatte. Die fernen Lichter Finjas blinkten wie schwache Sterne.

Carmen drückte dem Fahrer eine Banknote in die Hand. Der Mann zuckte zusammen, als hätte er sich die Finger verbrennt.

»Aber nein, Señorita. Das kann ich nicht annehmen!«

»Sie können, Alfredo. Ich bin so froh, daß Sie mich hergebracht haben…«

»Das war selbstverständlich, und ich habe es gern getan.«

»Das weiß ich. Und ich hab' mich gern bei Ihnen bedankt.«

Sie wartete seinen weiteren Protest nicht ab, sondern sprang hinaus, winkte noch mal und verschwand um die Kurve.

»Ich werde es von der Reparaturrechnung absetzen«, rief Alfredo noch, diesmal die Zigarette aus dem Mund nehmend.

Er zuckte die Achseln, steckte die Hundert-Peseta-Note in die Jackentasche und wendete.

*

Carmen de Silva kam um die Kurve. Bis zu dem abseits gelegenen Haus ihrer Eltern waren es noch rund zwanzig Schritte.

Die junge Lehrerin zuckte zusammen, als sie die Straße emporblickte. Alles war stockfinster, kein Licht.

War niemand zu Hause?

Dies war ihr erster Gedanke, und sie verwarf ihn ebenso schnell wieder, wie er ihr gekommen war.

Es war absurd, so zu denken. Ihre Eltern vergaßen doch nicht ihr Kommen und…

Es mußte etwas passiert sein!

Carmens Unruhe wuchs.

Das Plateau kam ihr so leer vor. Das Haus? Wo war das Haus?

Wieso sah sie es nicht?

Sie lief die letzten Meter nach oben, so schnell sie konnte.

Das Plateau war – leer?!

Ihr Blick irrte hin und her. Sie lief zur Grube. Die existierte noch. Hier, mitten im Fels hatte das Haus gestanden und nun…?

Narrte sie ein Spuk?

Carmens Gedanken wirbelten durcheinander.

Sie preßte mehrmals die Augen zusammen und öffnete sie wieder.

Der Eindruck blieb, die Szene wechselte nicht.

Grauen schnürte ihr die Kehle zu. Das Geschehen war zu ungeheuerlich, zu unfaßbar, als daß sie ihm mit logischem Denken hätte beikommen können.

Der Garten war vorhanden, der Plattenweg, die Garage nur das Wohnhaus fehlte…

Die junge Frau begann zu zittern. Das ging nicht mit rechten Dingen zu.

Carmen de Silva lief den Weg zurück, den sie gekommen war. Wie von Furien gehetzt, sprang sie durch die Nacht. Die kleinen Steine unter ihren Füßen rollten davon. Die Flüchtende paßte einen Moment nicht auf, glitt aus, stürzte und schrie schmerzhaft auf.

Wie zahllose kleine Messer schnitten die scharfen Steine in ihre Knie und ihre Handflächen.

Carmen rappelte sich wieder auf.

»Alfredo!« rief sie.

Das Motorgeräusch wies sie darauf hin, daß der Tankstellenbesitzer aus Finjas gerade dabei war, den Rückwärtsgang einzulegen.

»Alfredo! Bleiben Sie hier… kommen Sie, schnell…« stieß sie gurgelnd hervor. Ihr Puls jagte.

Sie brauchte einen Zeugen.

Entweder war sie verrückt oder die Wirklichkeit war tatsächlich so, wie sie ihr erschien.

Würde der Mann aus Finjas das gleiche sehen wie sie?

Wie konnte ein Haus verschwinden und sich einfach in Luft auflösen?

Diese Frage ging ihr nicht aus dem Sinn.

Carmen de Silva taumelte um die Kurve und sah die roten Rücklichter. Der Kastenwagen stand in der Gegenrichtung und fuhr gerade an.

»Alfredo!« Die Lehrerin warf die Arme hoch und taumelte nach vorn.

Der Motor ratterte, der Fahrer sah und hörte sie nicht. Der dunkelblaue Kastenwagen holperte über die Schlaglöcher und

verschwand um die Kurve.

Carmen de Silva rannte hinterher, konnte ihn aber nicht mehr einholen.

Ein Zittern lief durch ihren Körper, als sie erregt stehenblieb. Ein Schluchzen schüttelte ihre Schultern.

Mechanisch taumelte sie ein paar Schritte weiter und begriff die Welt nicht mehr.

Die roten Rücklichter wurden von der Dunkelheit verschluckt, das Motorgeräusch verebbte, und panische Angst vor Einsamkeit und Stille belastete die junge Frau.

Sie warf einen Blick zurück, aber keine zehn Pferde hätten sie mehr nach oben gebracht.

Sie mußte in den Ort, nach Finjas… diesen Gedanken hämmerte sie sich ein. Und sie dachte ihn im rhythmischen Schlag ihres Herzens, als sie nach unten lief. Sie mußte dort Bescheid sagen und Zeugen holen… niemand würde ihr glauben, daß das Haus ihrer Eltern einfach verschwunden war.

*

Ein Mann fuhr durch die Einsamkeit der Landschaft.

Eine sympathische Erscheinung: groß blond, markant geschnittene, sonnengebräunte Züge.

Man sah diesem Mann an, daß er auf der Sonnenseite des Lebens stand und seine eisgrauen, klugen Augen schon mehr gesehen hatten, als Normalsterbliche jemals zu träumen wagten.

Björn Hellmark war es gelungen, schon mehr als einmal in die Welt der Dämonen und finsteren Mächte einzudringen und unversehrt wieder zurückzukommen. Er war ein Mensch wie andere auch, nur mit dem Unterschied, daß ihm bewußt war, daß in seinen Adern das Blut einer alten, hochentwickelten Rasse strömte, deren Kultur bei einer Katastrophe unvorstellbaren Ausmaßes vor mehr als vierzehntausend Jahren Unterging.

Dies war jene Zeit gewesen, als auch Atlantis, der sagenhafte Erdteil, verschwand, Atlantiden und Bewohner Xantilons, jener Insel, von der die Vorfahren Hellmarks stammten, war zum Teil rechtzeitig die Flucht zu anderen Inseln oder Erdteilen gelungen. In ferner Zeit mischten sich die Fremden mit den Angehörigen anderer Volksgruppen, und so kam es, daß das Blut einer alten Rasse erhalten blieb.

Björn war überzeugt davon, daß es derzeit viele Atlantiden und Xantilon-Nachkommen gab, ohne daß die etwas davon ahnten. Sein unsichtbarer Freund, Al Nafuur, der einst auf Xantilon lebte und die Katastrophe mitbekam, war Priester der Weißen Kaste und hatte

Unsterblichkeit erlangt. Er wußte um die Geheimnisse des Diesseits und des Jenseits, und wie ein unsichtbarer Geist begleitete er Björn Hellmark auf all seinen Wegen bei der Lösung vergangener und zukünftiger Rätsel und Geheimnisse.

Björn hoffte, auf diesem Weg bald von immer mehr Freunden unterstützt zu werden, die gleich ihm die Nähe der unsichtbaren Widersacher spürten, die das Diesseits unter ihre Kontrolle bringen wollten, die sich formierten und zum entscheidenden Schlag ausholten. Was seinerzeit auf Atlantis und Xantilon mißlang, sollte endgültig besiegelt werden: die Vorherrschaft der finsteren Mächte in dieser Zeit und diesem Teil des Universums.

Hellmark tat alles, um dieser Absicht einen Riegel vorzuschieben.

Wo immer sich die Gelegenheit bot, einen Eindringling aus dem Jenseits zu erkennen und zu bekämpfen, tat er es.

Er war auf dem Weg zur Klärung manches Rätsels mit Dingen vertraut geworden, von denen andere sich nichts träumen ließen.

So hatte er beispielsweise von den »Augen des Schwarzen Manja« erfahren, eines vor vierzehntausend Jahren auf Xantilon lebenden Vogels, der als heilig angesehen wurde und der sieben Augen gehabt haben soll.

Mit den Augen hatte es eine besondere Bewandtnis.

Mit ihnen ließen sich finstere Kräfte beschwören – aber auch die Kräfte des Guten. Es kam darauf an, welchen Sinnes der jeweilige Besitzer war. Im Besitz aller sieben Augen jedoch verfügte man über eine unschlagbare Waffe gegen Molochos, den Dämonenfürsten und seine Schergen.

Er wollte alle sieben Augen erobern. Durch die Begegnung mit Karel Stokan, der unter dem Künstlernamen Abraxas weltberühmt geworden war, hatte er durch Zufall von dem dritten Auge des Schwarzen Manja gehört. Sie waren wie faustgroße Rubine. Zwei von ihnen besaß er bereits.

Dämonische Mächte hatten sich mit Stokan in Verbindung gesetzt und ihm das geheimnisvolle Auge abgelockt. Als Gegengabe war Abraxas in die Geheimnisse Schwarzer Magie eingeweiht worden. Aber die hatte sein Leben zerstört. In der Stunde seines Todes hatte er sich Björn Hellmark anvertraut. Durch die Beichte Abraxas' erfuhr der Deutsche von der unheimlichen, vergessenen Stadt der Toten, die in einem jenseitigen Reich lag. Der Eingang zu dieser Stadt war in einer Karte vermerkt, die der Sterbende ihm noch zugesteckt hatte. Ihr konnte Björn entnehmen, daß ein ganz bestimmtes, vorgeschichtliches Hünengrab in der Gegend zwischen Antequera und Finjas bedeutungsvoll war.

Hier gab es Tausende solcher Gräber, die man als Dolmen bezeichnete. Die bekanntesten lagen in und um Antequera. Man

konnte sie besichtigen. Viele aber lagen noch unerkannt und unerforscht in den Bergen.

Um solch ein unbekanntes Hünengrab handelte es sich in Hellmarks Fall. Stokan war vor vielen Jahren durch einen Unbekannten auf den Eingang aufmerksam gemacht worden. Von einer Schlucht aus, die unmittelbar unterhalb der Brücke nach Finjas begann, sollte der Zugang zu finden sein, wenn er die Karte richtig interpretiert hatte…

Der orangefarbene Lamborghini strebte auf der schlechten Wegstrecke mit einer Leichtigkeit den Berg empor, daß man glauben mochte, er schien zu schweben.

Björn überlegte gerade, daß es heute wohl aussichtslos sein würde, noch den Höhleneingang in der Schlucht zu suchen. Er wollte sich in Finjas in einer Herberge ein Zimmer nehmen und den nächsten Tag abwarten.

»So genau kann man das eigentlich nie planen«, sagte da eine Stimme in ihm.

Hellmark zuckte nicht mal zusammen. Er war es gewohnt, daß diese Geisterstimme aus dem Jenseits in den unpassendsten Momenten erklang, sich in seine Überlegungen mischte und ihm oft auch auf Fragen Antwort gab, die sich nur in seinem Bewußtsein geformt hatten.

Das war Al Nafuur.

Björn seufzte. »Du solltest dir mal angewöhnen, daß man im Umgang mit Menschen einige bestimmte Regeln einhält«, knurrte er. »Du hast mich erschreckt.«

»Soll ich das nächste Mal klingeln?« fragte die telepathische Stimme fröhlich.

»Das wäre eine Möglichkeit. Aber da es bei dir keine Klingel mehr gibt…«

»Woher willst du das wissen?« wurden seine Gedankengänge sofort unterbrochen. »Du tust gerade so, als ob du da, wo ich mich befinde, auch schon einen Blick hineingeworfen hättest.«

»Bildlich habe ich bis zur Stunde noch nie etwas wahrgenommen, und wenn das möglich wäre, hätte ich bestimmt schon mal einen Zipfel von dir zu sehen bekommen. Ich habe bisher nur einen akustischen Eindruck von dir gewonnen. Aber Klingeln ist ja auch etwas Akustisches. Laß dir mal einfallen, wie du das nächste Mal deine Annäherung ankündigst, ohne dich abrupt in meine Gedankengänge zu mischen.«

»Ich könnte zärtlich auf Holz pochen.«

»Das wäre eine Möglichkeit.«

Björn zuckte im gleichen Augenblick zusammen, noch ehe seine Worte verklungen waren. Klar und deutlich fühlte er etwas auf seiner

Stirn, als ob unsichtbare Finger ihn berührten. Jemand klopfte an seine Stirn.

»Du hast von Holz gesprochen!«

»Entschuldigung! Hier ist’s ein bißchen eng. Man kommt leicht aus der Richtung. Außerdem habe ich im Moment keine bessere Stelle gefunden. Man könnte es natürlich auch anders versuchen. Vielleicht so.«

Den Worten, die er geistig empfing, schloß sich ein langdauernder Hupton an.

Das Geräusch kam von außerhalb. Er nahm es über sein Gehör wahr.

Seine eigene Hupe!

»Al Nafuur, bist du von Sinnen?« entfuhr es Hellmark respektlos. So aufgekratzt hatte er seinen unsichtbaren Freund noch nie erlebt. Deutlich war zu sehen, daß die Hupe heruntergedrückt war, ohne daß er sie beeinflußt hätte oder etwas ändern könnte.

»Du hetzt mir die Polizei auf den Hals. Wir sind hier in Spanien. Das kann unangenehm werden. Die machen auch mit Verkehrssündern kurzen Prozeß.«

Auf Björns Stirn perlte der Schweiß.

»Hinter der nächsten Kurve kann schon einer lauern. Die sind mit ihren Motorrädern ruckzuck da und tauchen an den unmöglichsten Stellen auf, wo kein Mensch sie erwartet.«

»Du hast eine Begründung dafür, sollte wirklich einer auftauchen. In Spanien ist es Vorschrift, vor unübersichtlichen Kurven zu hupen. Und da ist ja wieder eine!«

Björn zog den Lamborghini scharf nach innen, und lautes Hupen klang auf.

Dann endlich herrschte Stille.

Der junge Deutsche atmete auf. »Das geht an die Nieren«, knurrte er.

»Dir kann man es nicht recht machen«, beschwerte Al Nafuur sich. »Erst soll ich mich bemerkbar machen, und dann paßt es dir so oder so nicht.«

»Bleib bei der alten Methode! Das ist nervenschonender.« Björn hörte noch jetzt den Hupton in seinen Ohren. »Ich nehme an, du bist nicht gekommen, um nur Krawall zu schlagen und mir zu zeigen, in welch hervorragender Stimmung du dich befindest.« Björn dachte diese Worte. Er sprach sie nicht laut aus. »Es gibt doch sicher einen plausiblen Grund für deine Superstimmung.«

»Ich wollte dir ein paar Tips geben.«

»Dann nutz’ die Zeit! Ich bin ganz Ohr.«

»Du wirst den Eingang zur Höhle finden. Das bereitet keine Schwierigkeiten. Aber was dich auf der anderen Seite erwartet, wird

problematisch. Bisher kamen nur welche in die vergessene Stadt und in den Tempel der Toten, die in die magischen Künste der Untoten und Halbdämonen eingeweiht werden wollten, die ihre Seele verkauften. Du kommst, um ein Manja-Auge zurückzuholen. Man wird dich nicht mit offenen Armen empfangen. Du wirst kämpfen müssen!«

»Das habe ich erwartet. Ich bin darauf eingerichtet.«

Auf dem Rücksitz lag ein geigenkastenähnlicher Behälter. Darin bewahrte Hellmark das Schwert des Toten Gottes auf.

Seit geraumer Zeit nahm er dieses Schwert immer mit, auch auf Anraten des geheimnisvollen unsichtbaren Freundes, der mehr wußte, als er zugab.

»Auf der anderen Seite wird ein feuerspeiender Drache den Eingang bewachen.«

Davon hatte der sterbende Abraxas schon gesprochen.

»Ich werde kämpfen wie Jung-Siegfried«, frotzelte Björn. »Manchmal kommt es mir so vor, als wäre ich aus einem Sagenbuch entsprungen und hätte schon mal gelebt.«

»Was in deiner Zeit als Sage bezeichnet wird, ist Teil einer veränderten Geschichte vergangener Epochen. Das wird man eines Tages erkennen. Und deine Erinnerungsfähigkeit an bestimmte Talente ist in der Tat vorhanden.«

Björn zuckte sichtlich zusammen. »Ich habe schon mal gelebt?« stellte er die lautlose Frage in seinem Bewußtsein.

»Vielleicht…«, antwortete der Unsichtbare ausweichend.

Björn gab sich mit dieser Antwort nicht zufrieden. »Du weißt etwas. Warum sagst du es mir nicht? Ich bin jetzt in der Gegenwart Björn Hellmark, aber in der Vergangenheit war ich mal jemand anders?«

»Es ist nicht wichtig für dich, das zu wissen.«

»Dieser Gedanke ist erregend, faszinierend!«

»Alles Erleben im Dasein ist so – wenn man alle seine Sinne benutzt, um es zu erfassen, Björn.«

»Du weichst schon wieder aus! Die Theorie von der Wiedergeburt eines Menschen ist also mehr als eine Hypothese?«

»Ja. Es gibt zahllose Fälle, in denen nachgewiesen werden konnte, daß jemand schon ein zweites oder gar mehrere Leben mitgemacht hat. Aber hier ist nicht der Ort und die Zeit, diese Dinge zu erörtern. Andere Dinge sind – im Moment – wichtiger für dich. Du mußt dich auf die Begegnung mit dem Drachen vorbereiten, und es muß dir gelingen, den Tempel der Toten zu betreten, in dem der magische Stein, den ein Sterblicher dorthin gebracht hat, zu finden sein wird. Du mußt dich, wenn du die Hürde Drache hinter dir hast, mit der Legion der Untoten befassen. Sie spielen in der Stadt und im Tempel der Toten eine besondere Rolle. Alle, die sich jemals mit Schwarzer

Magie befaßt haben, mußten ihre Seele verpfänden. Sie gehört Orlok, dem Phantom, dem Meister der schwarzmagischen Künste, den auch Molochos, und die anderen Schwarzen Priester einst aufsuchten, um die Geheimnisse des ewigen Lebens zu studieren. Im Lauf vieler Jahrhunderte ist das Heer der Untoten, die auf Befreiung warten, immer größer geworden. Orlok hat ihnen versprochen, daß sie eines Tages in das Reich der Lebenden zurückkehren werden. Dort sollen sie Tod und Verderben säen, als eine Armee ihres Hohen Fürsten Molochos. Das Jenseits hat seine eigenen Gesetze, und diejenigen, die dort existieren, können diese nicht umstoßen. Sie brauchen Leben. Die Opfer der Vertragstreuen schaffen die Grundlagen, daß einzelne Untote in das Diesseits eingeschleust werden können – und von nun an ein ewiges Leben haben. Schwarzmagische Künstler – Abraxas – lassen Menschen verschwinden, aber sie können diejenigen nicht mehr zurückrufen. Die dort Wartenden nehmen das ihnen geopferte Leben entgegen, saugen es den Opfern aus – und sie können von Stund an sowohl in ihrer ehemals eigenen Gestalt als auch im Körper ihrer Opfer auf der Welt der Lebenden auftauchen und brauchen nie wieder zurück in die Stadt der Toten. Die Opfer aber, die dorthin entführt wurden, müssen das Dasein der Untoten weiterführen in der Hoffnung, auch mal Erlösung zu finden.«

Al Nafuur zeichnete ein düsteres Bild einer Welt, die er mal vergessene Stadt der Toten nannte.

Wie kamen diese Bezeichnungen zustande?

»Eine alte Rasse, der Orlok angehörte, durchstreifte vor undenklichen Zeiten das Universum auf der Suche nach den Geheimnissen der Natur und des Lebens. Die alte Rasse waren Meister der Magie und einmal in tausend Jahren trafen sie sich an einem Ort jenseits von Zeit und Raum, um ihre Kenntnisse gegeneinander auszutauschen. Da war einer, der sich dieses Treffen besonders zunutze machen wollte. Er wollte der Mächtigste sein und alle Geheimnisse kennen. Er beging den Verrat, tötete die anderen, nachdem er ihnen ihre Geheimnisse entrissen, und nahm Besitz von der Stadt, die ich die vergessene Stadt nenne und in der die Untoten zu Hause sind. Die Rasse, der Orlok angehörte, bestand nur aus wenigen Exemplaren. Unsterblich und groß wie er. Er hatte das größte aller Geheimnisse gefunden: den Tod für die Unsterblichen. Nur mit Hilfe finsterer Mächte war ihm das möglich geworden. Er hinterging seine Rasse. Zwei nur konnten entkommen. Orlok hat sie nie gefunden. Tausend Jahre sind seitdem vergangen. Orlok ist nicht nur der Feind seiner eigenen Rasse, sondern allen Lebens geworden. Du mußt dich besonders vor ihm in acht nehmen. Er wird alles dransetzen, dich zu vernichten.«

»Ich werde es ihm nicht leichtmachen.«

Björn dachte dabei an die Möglichkeiten, die er mit dem Einsatz seines Zweitkörpers hatte.

Da war die sofortige Verneinung in seinem Bewußtsein. »Du wirst es nicht schaffen, in Orloks Nähe deinen Zweitkörper entstehen zu lassen. Du wirst alle Energien benötigen, mit deinem Originalkörper zurechtzukommen und nur mit ihm hast du eine Chance, dem Grauen zu begegnen und jene zu befreien, die noch nicht verloren sind.«

Mit den Worten mischten sich gleichzeitig mehrere Bilder in sein aufnahmebereites Bewußtsein. Er sah die Gesichter fremder Menschen. Es waren insgesamt vier Bilder, die er aufnahm.

Ein Gesicht kannte er.

Das war ein Mädchen namens Saionan, das unter mysteriösen Umständen von der Tahiti-Insel Moorea verschwunden und auf offener Bühne eines Theaters in London wiederaufgetaucht war.

Sie war dem Ruf des Magiers gefolgt, und dieser Ruf hatte sie ins Verderben und in das Reich der Toten geführt. Saionan war wie viele andere vor ihr durch die magische Kraft Abraxas' zu einem Schatten geworden und hatte sich aufgelöst.

Auch der Magier selbst war wenig später auf diese Weise gestorben und hatte Angst vor dem Ungewissen gehabt, das ihn in der Stadt der Toten erwartete.

»Orlok ist unberechenbar«, fuhr Al Nafuur unbeirrt fort. »Wie ein Phantom kann er an jedem beliebigen Punkt der sichtbaren Erde auftauchen und irgendeine Gemeinheit ausbrüten. Sobald er merkt, daß du etwas gegen ihn im Schilde führst, wird er dich attackieren. Auch davor will ich dich warnen. Ich bin außerstande, einen Blick in Orloks Reich zu werfen, ich weiß nicht, wie er dir begegnen wird. Sei mißtrauisch und…« Plötzlich mischte sich eine gewisse Hektik in die telepathische Stimme. Al Nafuur schien in dieser Sekunde etwas zu registrieren.

Björn nahm fremdes Erstaunen und Überraschung wahr. Für den Bruchteil eines Augenblicks war ihm, als wolle Al Nafuur ihm etwas zurufen. Eine Warnung?

Er kam nicht mehr dazu. Der Kontakt zu dem Geistwesen war wie abgeschnitten.

Al Nafuur konnte sich nicht mehr bemerkbar machen.

Intensiv lauschte Björn in sich, während er sich gleichzeitig auf seine Umgebung konzentrierte.

Die holprige Straße führte über eine steinerne, uralte Brücke. Darunter lag die Schlucht, ein ausgetrocknetes Flußbett. Dort unten irgendwo würde er sich morgen auf die Suche nach dem Eingang eines mysteriösen Hünengrabes machen.

Rechts auf der Straßenseite, etwa hundert Meter vor ihm, lief eine schwankende Gestalt, die am Ende ihrer Kraft schien: Ein junges

Mädchen, langes, schwarzes Haar, elegantes Kostüm, auf Taille gearbeitet.

Unbarmherzig rissen die beiden Scheinwerfer die Gestalt aus dem Dunkel.

Das Mädchen warf den Kopf herum. Björn blendete sofort ab, als er ihr erschrecktes, kalkweißes Gesicht sah.

Carmen de Silva erschrak nicht wegen des Autos, das auf sie zukam. Da war etwas anderes.

Auch Björn sah es.

Mit dem schmalbrüstigen Haus jenseits der steinernen Brücke geschah etwas Unheimliches, Unfaßbares…

Es bewegte sich und schwebte sekundenlang über dem Boden.

Hinter den erleuchteten Fenstern registrierte man erschreckt aufspringende Menschen.

Sie begriffen nicht, was mit ihnen geschah, und sie hatten auch keine Gelegenheit mehr, sich darüber zu informieren.

Alles ging blitzschnell.

Plötzlich war das Haus verschwunden, als hätte es sich in Luft aufgelöst.

Zurück blieb die Kellergrube, eine Lücke, die zeigte, daß dort vor wenigen Augenblicken tatsächlich noch ein Haus gestanden hatte!

*

Die Spanierin lief wie von Sinnen auf den orangefarbenen Lamborghini zu. Björn riß die Tür auf.

»Haben Sie das gesehen?« sprudelte es nur so über die bleichen Lippen Carmen de Silvas. Wild hingen die Haare in ihre Stirn und bedeckten ihre Augen. Hektisch gestikulierte sie mit ihren Händen. »Das Wesen – groß wie ein Berg – ein Phantom – hat sich hinter dem Haus gezeigt… und dann hat es zugegriffen und das Haus geholt, so muß es bei meinen Eltern passiert sein, genauso.« Sie zitterte am ganzen Körper, und es schien ihr gar nicht bewußt zu werden, was sie alles in diesen Sekunden sprach. Sie stand sichtlich unter einem Schock. »Bringen Sie mich weg von hier! Bitte, schnell… ich… kann nicht mehr…«

Sie schwankte.

Björn konnte die junge Frau gerade noch auffangen. Leicht wie eine Feder lag der schlanke Körper auf seinen Armen.

Ihre kleinen Brüste hoben und senkten sich unter schnellen, kurzen Atemzügen.

Carmens Augenlider zuckten leise wie Schmetterlingsflügel.

»Was war das…? Dieses fürchterliche Wesen?«

Björn richtete seinen Blick auf die Stelle, wo das Haus

verschwunden war.

Er mußte an Al Nafuurs Reaktion denken.

Der unsichtbare Freund hatte noch etwas registriert, aber – durch welche Umstände auch immer – den gedanklichen Kontakt nicht mehr aufrechterhalten können.

Die entsetzte Spanierin redete wie in Trance immer wieder von einem gigantischen Phantom, das das Haus weggenommen hätte. Wäre sie an eine andere Person als Björn Hellmark geraten, die würde sie für verrückt gehalten haben.

Björn legte Carmen de Silva vorsichtig auf den Beifahrersitz. Die junge Lehrerin schlug die Augen auf, sie war nur einen Atemzug lang bewußtlos gewesen.

»Wo bin ich?« fragte sie verwundert ihre Stimme klang plötzlich verändert.

Unruhig blickte sie sich um, starrte den Mann an, der sich über sie beugte, musterte ihn, als sähe sie ihn zum erstenmal.

»Sie brauchen keine Angst zu haben«, sagte Hellmark ruhig. »Es ist alles gut.«

»Alles gut?« Carmen lauschte ihren eigenen Worten nach, als müsse sie ihnen besondere Bedeutung entnehmen.

Sie zuckte zusammen, sah die Menschen, die auf die Straße liefen, und erblickte die Lücke in der Hausreihe.

»Ein Traum?« murmelte sie, den sympathischen jungen Mann anblickend.

Björns Miene blieb ernst. »Leider – nein. Wirklichkeit! Sie haben es wirklich gesehen. Ich habe es ebenfalls verfolgt, aber im Gegensatz zu mir haben Sie noch mehr wahrgenommen. Wie sah der Gigant aus?«

Carmen de Silva schluckte, schlug die Augen nieder, richtete sich auf und preßte beide Hände vors Gesicht.

»Bronzefarben…«, wisperte sie, und man merkte, wie schwer es ihr fiel, das zu sagen. Sie mußte sich erst mit dem Gedanken vertraut machen, daß alles kein Traum war. »Kahlköpfig… groß wie… ein Berg. Seine titanenhaften Hände schwebten über den Dächern… stießen aus dem nächtlichen Himmel heraus… und griffen zu…«

»Wie lange haben Sie diese Gestalt gesehen?«

»Einen Atemzug nur. Dann war plötzlich ein Auto hinter mir… Ich war sehr erschrocken. Was dann war, weiß ich nicht mehr.«

Ihr Verstand war mit dem Geschehen nicht fertig geworden, und für die Zeit nach der Sichtung des Lamborghini blieb eine Lücke in ihrem Gedächtnis. An die letzten zwei Minuten konnte sie sich nicht mehr erinnern.

Björn führte Carmen sachte in ihr Gedächtnis zurück.

»Sie haben etwas vom Haus Ihrer Eltern gesagt… daß es das gleiche gewesen sein soll…«

Sie zuckte zusammen. Stockend berichtete sie von ihrem Erlebnis, offensichtlich froh darüber, daß sie jemand gefunden hatte, dem sie sich anvertrauen konnte, der ihr aufmerksam zuhörte und interessiert an allem war.

Die Begegnung mit Carmen de Silva sah Björn Hellmark in ganz besonderem Licht.

Er sah darin keinen Zufall. Das war eine schicksalhaft bestimmte Begegnung.

Er erfuhr von den Wahrnehmungen der jungen Spanierin. Groß blickte sie ihn an. »Gibt es solche Dinge denn überhaupt?« fragte sie, »oder habe ich alles nur geträumt?«

»Es gibt solche Dinge. Es gibt mehr, als wir uns vorstellen können. Auch wenn wir keine Erklärung dafür haben, Señorita.«

In Finjas war der Teufel los. Ängstlich kamen die Menschen aus ihren Häusern, aus allen Winkeln und Ecken. Die Nachricht von dem unheimlichen Geschehen, das durch Zufall von einem Anwohner beobachtet worden war, verbreitete sich wie ein Lauffeuer.

In Gruppen standen die Menschen auf der Straße, Kinder eilten aus den Häusern, näherten sich dem Rand der Grube und wurden von den Vätern und Müttern zurückgeholt.

Man starrte in die kühle Nachtluft, als erwarte man, dort das Haus zu entdecken.

Kein Scherzwort fiel. Was hier geschehen war, war zu ernst, als daß irgend jemand es gewagt hätte, einen Witz darüber zu machen.

Die Menschen waren sprachlos und voller Angst.

Die Guarda Civil kam. Fragen wurden gestellt. Es wurde viel geredet und doch kam wenig dabei heraus.

Nur eine hatte es wirklich genau gesehen: Carmen de Silva.

Björn fuhr seinen Wägen in eine Seitenstraße gleich hinter der Brücke und war dabei, als das Mädchen den Beamten ihre Geschichte zum besten gab.

Es herrschte eine merkwürdige Stimmung.

Menschen, das ungläubige Erstaunen auf den Gesichtern, zogen sich resignierend zurück und betasteten erschreckt ihre Häuser, als wollten sie sich vergewissern, ob die Wände noch massiv waren.

Viele hatten Angst, ihre Wohnungen zu betreten. Sie fürchteten offenbar, daß das gleiche noch mal passierte.

Die Guarda Civil begleitete Carmen de Silva den Berg hinauf. Wieder war Björn mit von der Partie, um sich an Ort und Stelle einen Eindruck zu verschaffen. Seine guten Spanischkenntnisse ermöglichten es ihm, die Gespräche zu verfolgen und an ihnen teilzuhaben. Die Dinge drehten sich im Kreis. Niemand konnte etwas mit ihnen anfangen. Man war ratlos und verwirrt.

Eine Hilfsmannschaft traf in Finjas ein, aber man konnte sie nicht

einsetzen. Es gab keine Toten und Verletzten.

Sogar ein Pressefotograf hatte den Weg in das gottverlassene Bergdorf gefunden. Blitzlicht flammte auf.

Der einzige Gasthof in Finjas war zum Bersten gefüllt.

Die Menschen diskutierten den Vorfall.

Björn hatte ein Zimmer bekommen. Es war einfach und schmutzig, aber daran störte er sich nicht. Er brauchte eine Unterkunft für die Nacht.

Hellmark machte sich seine eigenen Gedanken über die Vorgänge und fand, daß beide Male Carmen de Silva in irgendeiner Form betroffen war.

Sie war mit dem Ungeheuerlichen zuerst konfrontiert worden, als sie ihren Eltern einen Besuch abstattete. Sie sah den Unheimlichen, als sie nach Finjas eilte, um sich dort Hilfe und Rat zu holen.

War das alles in irgendeiner Form ein Angriff auf Carmen de Silva? Wurde sie von Mächten außerhalb der sichtbaren Welt bedroht?

Björn Hellmark stand am Fenster des kleinen Zimmers und blickte hinaus.

Von hier aus konnte er die Plaza Mayor und die Hauptstraße beobachten bis zu der Lücke, die das fehlende Haus hinterließ.

Carmen de Silva, in Begleitung dreier Uniformierter und zweier Angehöriger des eingetroffenen Hilfs-Corps sowie des Fotografen, kam gerade über den Platz.

Wie oft hatte sie nun schon ihre Geschichte erzählt!

Björn dachte daran, daß es gut wäre, den Kontakt zu diesem jungen Mädchen aufrechtzuerhalten, sie nicht unbeobachtet zu lassen.

Wie auf einem Tablett boten sich ihm der Platz und die Straße dar. An einer Ecke hockte eine Familie beisammen. Aus einem weit geöffneten Fenster reichte eine alte Frau Decken und Kissen. Es sah ganz so aus, als ob diese Leute es nicht wagten, die Nacht über ihrem Haus zu verbringen, aus Angst, es könne sich ebenfalls in Luft auflösen.

Schließlich war nicht nur das Haus verschwunden, sondern auch die Menschen darin. Im ganzen Ort hatte man nach ihnen gesucht, doch vergebens.

Ein Kastenwagen ratterte durch die Hauptstraße. Alfredo Guadalupe saß hinter dem Steuer. Die Tür zum Wagen stand offen, und es war deutlich zu sehen, daß im Wagen eine große Familie zusammengepfercht saß. Sie ließ sich evakuieren. Sie wollte raus aus Finjas.

Einen Moment lang verdeckte der rostige Wagen Carmen de Silva und ihre Begleiter.

Und genau in dieser Sekunde geschah es, daß der Unheimliche, Unsichtbare erneut zuschlug.

Björn sah, wie die Luft über dem Dach des ihm genau gegenüberliegenden Hauses plötzlich zu flimmern begann.

Der Himmel wurde stumpf grau. Schemenhaft zeigten sich die Umrisse einer mächtigen Gestalt. Der Oberkörper eines Titanen wurde sichtbar, der einen riesigen Kahlkopf hatte, der an eine Kugel erinnerte. Große, schrägstehende Augen, gewaltige Hände, die wie Schaufeln über den Dächern schwebten…

Zwei Sekunden lang war Hellmark wie gelähmt und hielt den Atem an.

Ein vielstimmiger Aufschrei zerriß die Nacht.

Die Menschen begannen zu laufen. Nun wurden viele Zeuge des Geschehens.

Ein feuchtheißer Luftzug strich über die Köpfe der Rennenden hinweg.

Die riesigen Hände des halbdurchsichtigen Giganten griffen nach unten.

Er packte das Haus, vor dem Carmen de Silva und die Männer von der Guardia Civil und dem Hilfscorps standen. Mitsamt den Mauern wurden sie in die Höhe gerissen und gerieten in einen mächtigen Sog, der ihnen den Boden unter den Füßen wegzog.

Der Verputz an dem ockerfarbenen Haus rieselte herab, mehrere Dachziegel lösten sich.

Björn Hellmark handelte.

Es war zu spät, jetzt noch aus dem Haus zu stürmen und den bedrohten Menschen zu Hilfe zu eilen.

Wertvolle Minuten wären verloren gegangen. Er mußte schnell sein wie ein Gedanke, und er war in der Lage dazu, so etwas zu vollbringen.

Er konzentrierte sich auf einen Punkt drüben vor dem Haus – und schnell wie sein Gedanke war sein Zweitkörper drüben an der Stelle, wo Carmen de Silva in Gefahr schwebte.

Hellmark hatte das Gefühl, in einen gigantischen Sog gerissen zu werden.

Der Deutsche taumelte und mußte sich am Fenster abstützen. Vor seinen Augen verschwamm alles, und er brach vor der Fensterbank zusammen. Björn war nicht mehr in der Lage, die Energie zu kontrollieren, die er benötigte, um seinen Doppelkörper aufrechtzuerhalten. Es war, als ob alles Leben aus seinem Körper in den rund hundert Meter entfernt entstehenden Zweitleib strömen würde.

*

Macabros geriet im wahrsten Sinn des Wortes in den Sog der

Entwicklung.

Hellmarks Zweitkörper wirbelte durch die Luft. Er sah wie das Haus, wie die Männer von der Guardia Civil und vom Hilfscorps im stumpfgrauen Himmel verschwanden, wie sie aufschrien, ohne daß auch nur ein Laut zu hören gewesen wäre.

Macabros hatte sich an die Stelle katapultiert, an der er Bruchteile von Sekunden zuvor noch Carmen de Silva wahrgenommen hatte.

Beklemmend schlug die heiße Luft über ihm zusammen. Er sah die Spanierin wie in einem Spalt vor sich verschwinden und wurde mitgerissen, ehe er es verhindern konnte.

Er kam sich klein und verloren vor in der brüllenden, ihn umgebenden Weite, in der das Gelächter des bronzefarbenen Titanen wie Donnergetöse wirkte.

Die Welt um ihn herum veränderte sich.

Das war nicht mehr Finjas, nicht die Plaza Mayor, umstanden von den blassen, schmalbrüstigen Häusern mit den grünen Fensterläden!

Gurgelnde Schwärze hüllte ihn ein, dann erfolgte ein Ruck.

Macabros überschlug sich.

Gewandt rollte er sich ab und kam federnd auf die Beine. Wie von erhöhter Warte blickte er herab auf eine düstere, bedrückende Alptraumlandschaft des jenseitigen Reiches…

*

In Finjas war der Teufel los. Die Menschen drängten ins Freie. Sie stießen sich gegenseitig um und suchten ihr Heil in der Flucht.

In der Küche der Herberge stand ein Topf mit siedendheißem Öl.

Die Köchin hörte die Schreie und das Poltern, als Tische und Stühle umfielen. Glas splitterte, als würden die Menschen vor Entsetzen aus den Fenstern springen.

»Bagnolas Haus ist verschwunden!«

»Der Bäcker und seine Familie sind weg!« schrie es wirr durcheinander.

Esmeralda zuckte zusammen. Hier in der kleinen Küche mit Blick auf einen finsteren Innenhof, dessen eine Seite von nackter, glatter Felswand gebildet wurde, bekam sie nicht viel von dem mit, was sich vorn auf der Straße und der Plaza abspielte.

»Es wird uns noch alle holen!« rief eine andere Stimme.

Es? Was war – es?

Esmeralda brachte ihre zweihundert Pfund Lebendgewicht erstaunlich schnell in Bewegung. Sie war aufgeregt wie alle, wirbelte etwas zu schnell herum und stieß mit dem Ellbogen gegen den Topf. Der kippte um.

In dem allgemeinen Lärm hörte die zur Tür eilende Köchin nicht

mehr, wie der Topf umstürzte. Die Geräusche draußen waren lauter.

Sie lief durch den handtuchschmalen Korridor.

In der Küche nahmen die Dinge ihren Lauf.

Das siedende Fett lief in die Ritzen der alten, rostigen Herdplatte. Flammen züngelten nach außen, dann schoß eine einzige Feuerfontäne zischend und knisternd die Abzugshaube empor, hüllte sie völlig ein und prallte an die Decke.

Das trockene Holz fing Feuer.

Das vom Herd tropfende Öl bildete kleine, flammensprühende Rinnsale, setzte das Linoleum in Brand und einen Tisch, auf dem drei Lammsteaks fertigzubereitet lagen. Sie verschmorten.

Die Küche war ein einziges Flammenmeer.

Der Brand wurde gleich darauf entdeckt, aber da war niemand, der in der allgemeinen Aufregung etwas unternehmen konnte oder wollte.

Alle flohen aus dem Dorf.

Zuckende Flammen stiegen hinter den Fenstern der Herberge hoch und erfaßten die Vorhänge. Fensterscheiben zersprangen mit lautem Klirren, die Aufregung wuchs.

Feuerzungen ergriffen die hölzerne Balkonbrüstung, die wie eine Galerie um die Herberge lief.

Sie fraßen sich knisternd in das morsche, trockene Holz, und Ausläufer des Brandes erreichten das erste Stockwerk. Dort oben lag hinter der Fensterbrüstung ein Mensch und rührte sich nicht. Björn Hellmark war bewußtlos und merkte nicht, daß Rauchschwaden durch die Türritzen und das offenstehende Fenster drangen und den Sauerstoffgehalt der Luft minderten. Niemand sah diesen Mann. Jeder war mit sich selbst beschäftigt.

*

Dunkelblau und dunkelrot waren die Nebelschwaden, die von dem flachen Tal emporstiegen und seine Füße einhüllten.

Eine seltsame unwirkliche Stadt breitete sich vor ihm aus.

Wie Stalagmiten ragten turmähnliche Bauwerke aus dem düsteren, brodelnden Untergrund, und farbige Nebelfetzen wehten mit dem geheimnisvoll sirrenden Wind auf ihn zu.

Ferne Schreie mischten sich in ein dumpfes Lachen, das von überall herzukommen schien, aus dem trüben, wirbelnden Himmel, aus der dunklen Erde, aus den Ritzen und Spalten der turmähnlichen Bauten.

Manche sehen aus wie morsche, gekrümmte Knochen, schoß es Macabros durch den Kopf.

Ein schmaler, gewundener Pfad führte in das Tal. Er ging den Weg, aufmerksam seine fremdartige Umgebung betrachtend.

Er war mit dem Sog, den der unheimliche Riese verursacht hatte, hierher geraten, aber Sekundenbruchteile vor seiner Ankunft waren Carmen de Silva und die anderen eingetroffen. Auch das Haus. Aber er sah nichts von alledem.

Er hatte mit seinem Geist und seinem Zweitkörper die Grenzen von Raum und Zeit durchdrungen, und es kam ihm darauf an, in diesen entscheidenden Minuten von der fremden Welt des unsichtbaren Phantoms soviel wie möglich mitzubekommen, in der Hoffnung, dadurch denen Hilfe zu bringen, die sie brauchten und in der Erwartung, ähnliche Vorkommnisse zu vermeiden.

Macabros war ein durch Geist geschaffener Ätherkörper, der sich solange frei bewegen konnte, solange sein Originalkörper die Kraft dazu spendete. Über die Grenzen von Raum und Zeit hinweg war dies ein besonders strapaziöser und kräfteraubender Vorgang, und in seinem Unterbewußtsein registrierte Björn, daß sich eine tödliche Gefahr für ihn entwickelte, wenn er die Schwäche nicht überwand und die analysierende und registrierende Kraft, die seinem Zweitkörper zufloß, zurückrief.

Sein Originalkörper wurde immer schwächer, und durch die äußeren Umstände, die in Finjas herrschten, wurde die Situation nur verschlimmert.

Er benutzte den schmalen Pfad wie im Traum. Das ganze Geschehen war wie eine Vision, wie ein Traum, und Raum und Zeit waren aufgelöst.

Macabros bewegte sich zwischen den turmartigen Ruinen, die eine immense Höhe hatten. Der Wind pfiff durch die Ritzen und Löcher, und die Stalagmiten wurden zu gigantischen Pfeifen, die seltsame Geräusche von sich gaben. Ein klagendes, langgezogenes Wimmern erfüllte die Luft und mischte sich mit den fernen Schreien unglücklicher Menschen, die entführt worden waren und die er suchte.

Er kam sich vor wie in einem gigantischen Labyrinth, er passierte Hallen und Säle und eigenartige geformte Torbogen.

Eine vergessene Stadt…

Als Macabros der Gedanke kam, durchpulste es ihn siedendheiß.

War das die Stadt, von der Al Nafuur gesprochen hatte? Die Stadt, in der eine Rasse der Magier vor undenklichen Zeiten zusammengekommen war, um sich gegenseitig in die Welt der geheimen Mächte einzuführen?

Plötzlich zuckte er zusammen.

Er stand vor einem Haus mit roten Ziegeln und einem baufälligen Äußeren. Die Fensterrahmen hingen windschief, ebenso die Tür.

Ein irdisches Haus mit einem spitzen Dach, einstöckig, Fachwerkbauweise.

Dieses Haus paßte nicht in dieses Reich, und Macabros ahnte, auf welche Weise es hierhergekommen war. Genau auf die gleiche, wie das gigantische Phantom das Haus der de Silvas und die beiden Häuser aus Finjas geholt hatte!

Was bedeutete das?

Neugierig trat er ein. Das Haus war voll eingerichtet. Macabros durchquerte den Korridor, das Wohnzimmer. Eine zerschlissene Polstergarnitur gruppierte sich um einen runden Tisch. Alles war dick verstaubt. Die Möbel waren uralt. Als Macabros einen Sessel berührte, brach er leise knirschend zusammen, und eine riesige Staubwolke hüllte ihn ein.

Das Haus war nicht mehr bewohnt. Wer immer hier gelebt hatte, war selbst schon zu Staub geworden und…

»Nein! Du irrst«, sagte da die fremde Stimme, und sie dröhnte wie Donnerhall. »Hier wird niemand zu Staub, nicht, wenn ich es nicht will!«

Macabros wirbelte herum.

Lautes Lachen…

Er sah niemand.

»Aber ich sehe dich.«

Spöttisch und markig klang die fremde Stimme, und sie kam von überall her.

Macabros stürzte zum Fenster. Draußen waberten giftgrüne Nebel vorbei. Er glaubte in einen Hof zu blicken, der sich groß und rund hinter dem alten Haus ausdehnte.

»Wer bist du? Wo bist du? Warum zeigst du dich nicht?« rief Macabros, sich in der Runde umsehend.

»So viele Fragen auf einmal! Hoo-hoo… Die Hauptsache ist doch, daß ich alles über dich weiß. Es ist nicht nötig, daß du auch über mich etwas erfährst.«

Macabros dachte an Al Nafuur.

»Du bist Orlok«, sagte er einfach.

»Ja. Aber das Wissen nützt dir nichts.«

»Warum greifst du die andere Seite der Welt an? Was haben dir die Menschen getan?«

»So kann nur ein Mensch fragen. Was muß man getan haben, Erdenwurm? Es paßt in mein Spiel! Sie alle spielen eine Rolle. Auch du…«

Es klang bedrohlich, aber Macabros kannte keine Furcht. Ihm konnte nichts zustoßen.

»Glaubst du wirklich?« Seine Gedanken waren für den Beobachter offen wie ein aufgeschlagenes Buch. »Ich kann dich hier behalten, wenn ich will. Ich weiß, wer du bist und was du willst, und ich werde Molochos einen großen Dienst erweisen. Ich könnte deinen Geist für

alle Zeiten hier gefangenhalten – und dich daran hindern, daß er je wieder in deinen wahren Körper zurückkehrt.«

»Warum tust du es nicht?«

»Warum sollte ich den einfachsten Weg gehen?« klang es spöttisch zurück. »Du bist gekommen, weil du neugierig warst. Ich werde dir zeigen, was du sehen willst, und du wirst sehen, daß du nichts an dem wirst ändern können, was geschehen muß! Komm, wenn du Mut hast, komm raus aus dem Haus!«

Macabros machte es sich einfach, er stieg aus dem Fenster.

Der Boden unter seinen Füßen fühlte sich weich und schwammig an, und der Hof, der erfüllt war von giftgrünen Nebelschwaden, schien plötzlich durchzuatmen wie eine gigantische Lunge, in die er geraten war.

Aus den Winkeln und Ecken krochen sie heran. Schatten näherten sich. Sie lösten sich von alten Häusern, die Orlok vor langer Zeit aus verschiedenen Teilen der Erde genommen hatte, und schwebten lautlos auf ihn zu.

Macabros kam sich plötzlich vor wie in einer riesigen Halle, in der sich die wallenden Nebelschleier allmählich lichteten, und die wahre Umgebung sich Stück für Stück dem Auge des Betrachters zeigte.

Die schlanken Turmruinen wirkten wie Säulen, die Straße war ein Platz, der in der Ferne etwas anstieg. Ein bizarres Gebäude, das entfernt an einen düsteren Tempel erinnerte, nahm das Ende dieses Platzes ein. Macabros war es nicht möglich, die Entfernung zu schätzen.

Geisterhaften Gestalten gleich schoben sich die Untoten und Halbdämonen, die Orlok in diesem Teil des Jenseits dienten, auf den Eindringling zu.

Es waren Menschen. Aber was für welche! Ihre Haut war graugrün, und sie trugen nur noch Fetzen auf dem Leib, die aussahen wie zerschlissene Totengewänder.

Diese Menschen hatten sich zu ihren Lebzeiten in irgendeiner Form mit gefährlichen okkulten Experimenten und schwarzmagischen Künsten befaßt. Nach dem Eintritt ihres Todes aber erhielten sie den Lohn der bösen Tat.

Orlok forderte sein Recht. Bei Nacht und Nebel mußten die Verdammten ihre friedlichen Gräber verlassen und den Weg in ein Jenseits antreten, in dem sie zu Dienern des schrecklichen Phantoms wurden.

Und nun schickten sich diese Legionen der Untoten an, mit Hilfe anderer Unglücklicher wieder ins Leben zurückzukehren. Ein teuflischer Kreislauf!

Macabros stand mitten im Hof, und von allen Seiten kamen sie auf ihn zu.

Unheimliches Grinsen spielte um die schmalen, runzligen Lippen der Untoten. Hinter den anrückenden Schreckensgestalten wogte der Nebel auf und nieder, und schemenhafte Gestalten wechselten dort ihre Form.

Das Heer der Halbdämonen, das seit unvorstellbaren Zeiträumen Orlok diente, war in dieses Reich verdammt, konnte diesen Raum nicht verlassen und war an Orlok gekettet. Die gespenstischen Wesen rückten mit den Untoten an, als erwarteten sie ein Schauspiel besonderer Art.

Der Eindrücke waren zu viele, als dass Macabros sie alle auf einmal hätte aufnehmen können.

Ein Ereignis trat in den Mittelpunkt.

Er hörte leises Schreien und dumpfe, eilige Schritte, als befände sich jemand auf der Flucht.

Die Geräusche kamen von der Seite her.

Dort war auch Bewegung.

Ein Mensch! Carmen de Silva! In größter Hast, mit fliegendem Atem und schweißüberströmtem Gesicht kam sie aus einer Seitenstraße und lief genau in die Gasse, welche die Untoten und die Dämonen bildeten.

Sie prallte zurück und drehte sich im Kreis mit vor Entsetzen aufgerissenen Augen.

»Nein!« Die Luft erbebte unter ihrem Schrei.

Sie schluchzte und brach zusammen. Macabros wollte einen schnellen Schritt auf sie zumachen, aber das ging nicht. Wie angewurzelt mußte er stehenbleiben. Eine unsichtbare Kraft hielt ihn fest.

Die Unheimlichen schlossen die Gasse.

Macabros und Carmen de Silva befanden sich mitten drin.

Das Mädchen kroch auf allen vieren davon und hob den Blick, als aus der Reihe der Untoten sich eine Gestalt löste.

»Carmen!« sagte eine leise, freundliche Stimme.

Macabros sah die Frau, deren Gewand ebenfalls zerfetzt war, die aber nicht so aussah, als wäre sie erst kürzlich dem Grab entstiegen.

Ihr schwarzes, langes Haar lag lose auf den Schultern, ihre Haut war grau und unansehnlich, als befände sich kein Tropfen Blut mehr in ihren Adern.

Das schmale Gesicht war oval, und die tiefliegenden Augen glühten in verzehrendem Feuer.

»Carmen! Liebe Carmen!«

Das Mädchen riß den Kopf hoch und starrte die Sprecherin erschreckt und mißtrauisch an.

»Mutter?« kam es leise und langgezogen über die Lippen der jungen Lehrerin. »Mutter – wie kommst du hierher – unter diese

schrecklichen Gestalten? Wie siehst du aus… mein Gott, was hat man mit dir gemacht?«

Eine zweite Gestalt löste sich. Es war Jorge de Silva. Auch sein Aussehen war grünlich-grau, als würde er an der Auszehrung leiden.

Wie Pergament spannte sich die blutleere Haut über die Sehnen und Knochen.

Seine Hand fuhr über Carmen de Silvas Gesicht. Die schrie gellend auf.

Über die kalkweißen Lippen ihrer Eltern kam ein gehässiges Kichern.

»Ihr seid nicht meine Eltern – ihr seht nur so aus…«, krächzte sie. »Weg! Geht weg! Ihr seid Traumbilder, Visionen… mehr nicht!«

Macabros war verzweifelt. Er versuchte vergebens sich von der Stelle zu lösen, um Carmen de Silva zu Hilfe zu kommen.

Was das Mädchen in diesen Sekunden durchmachte, war mehr, als ein Mensch ertragen konnte. Sie wurde gefoltert. Orlok, das Phantom, setzte dieses Menschenkind einem unvorstellbaren Grauen aus.

Verzweiflung trieb Carmen de Silva auf die Füße und ließ sie zurücktaumeln. Sie brachte es nicht fertig, ihren Blick von dem Paar zu nehmen, das ihre Eltern und doch nicht ihre Eltern waren. In Orloks finsterem Magiereich waren sie zu Untoten geworden. Nur die äußere Hülle stimmte noch und hatte eine gewisse Ähnlichkeit mit den Menschen, die sie mal gewesen waren.

Carmen de Silva wich Schritt für Schritt vor ihren eigenen Eltern zurück, wimmerte, fiel zu Boden und raffte sich wieder auf.

Jorge und Maria de Silvas Worte klangen hohl und lieblos. Sie kannten ihre Tochter nicht mehr. Sie waren nur noch Marionetten, die wie an unsichtbaren Fäden geführt wurden.

Da konnte Macabros einen Schritt nach vorn machen, und einen zweiten. Es war, als ob der rätselhafte Bann sich unerklärlicherweise mit einem Mal löse.

Die junge Spanierin wurde durch die Gasse der gaffenden Halbdämonen und Untoten getrieben und erreichte das Ende des Platzes, wo das geheimnisvolle große Haus lag, das aus dem schwarzen, kahlen Fels in einem Stück herausgehauen schien.

Zischend öffnete sich ein Spalt. Ein stumpfes, rotes Glühen brach hervor, als würde ein Weg zum Zentrum der Hölle frei.

Mit dem Rücken näherte sich Carmen de Silva der Öffnung und bewegte sich wie in Trance, die Augen nicht von dem Paar wendend, vor dem sie floh.

Macabros kam dicht dahinter, streckte die Arme aus und wollte die untoten Eltern der jungen Lehrerin beiseitedrücken. Aber seine Fingerspitzen glitten wie über eine glatte, unsichtbare Haut hinweg. Er konnte die de Silvas nicht berühren und kam keinen Millimeter

näher.

Er sah, wie Carmen de Silva die Schwelle zu dem geheimnisvollen, rot glühenden Tempel überschritt und verschwand.

Glatt und fugenlos schloß sich die kahle Felswand wieder, als hätte es nie eine Öffnung gegeben.

*

»Nun, Erdenwurm?« hörte er die spöttische Stimme, die sich in das Gelächter und Gekicher der Halbdämonen und Untoten mischte. »Merkst du, wie beschränkt deine Fähigkeiten sind, wenn ich sie kontrolliere? Hier herrsche ich, hier bestimmte ich. Ich, Orlok!«

Der Himmel begann zu glühen, und der riesige Koloß erschien wie ein Spuk über der bizarren Tempelstätte. Es sah aus, als wäre er damit verwachsen.

»Hattest du dir nicht vorgenommen, das Mädchen Carmen zu retten, ihr zu helfen? Warum hast du es nicht getan? Ich kann dir die Antwort darauf geben: Dein Geist vermag hier nichts auszurichten. Du mußt es schon noch mal versuchen. Du mußt selbst hier herkommen, so, wie du wirklich bist. Aber beeil' dich, Erdenwurm! Du hast nicht viel Zeit. Wenn der Austausch erst mal vollzogen ist, ist es zu spät. Dann ist Carmen de Silva nicht mehr Carmen de Silva, sondern eine Untote, die mit deiner Hilfe nichts mehr anfangen kann.«

Macabros stand wie zu Stein erstarrt und merkte die außergewöhnliche Schwäche, die plötzlich seinen Willen beherrschte.

Er konnte nicht mehr länger hier bleiben.

Hellmarks Unterbewußtsein konnte den Zweitkörper nicht mehr länger aufrechterhalten.

Wie eine Seifenblase löste Macabros sich auf.

Alle Eindrücke erloschen…

*

Im Unterbewußtsein registrierte er die tödliche Gefahr.

Die Hitze, das Prasseln der Flammen – etwas stimmte doch hier nicht!

Fauchend traf der Gluthauch ihn, und er hatte das Gefühl, in eine Bratröhre geschoben zu werden.

Er schluckte, und sein Hals schmerzte. Die Luft um ihn herum war trocken und heiß.

Der Mann auf dem Boden stöhnte leise und bewegte sich. Sein Körper unter dem dicken Rauch- und Qualmschleier war seltsam durchsichtig. In dem Maße, in dem Hellmarks Zweitkörper mehr Energie brauchte, wurde sein Originalkörper schwächer.

In dem Augenblick, da er bewußt oder unbewußt seinen Doppelkörper aufgab, verdichtete sich die stoffliche Substanz seines Originalkörpers wieder.

Hellmark war schwach und benommen, als er sich herumrollte.

Er hustete. Er begriff, daß etwas geschehen war, aber er wußte nicht, was. Es war, als würde der Rauch seinen Verstand blockieren.

Hellmark rutschte wie ein Wurm über den Boden, der die Orientierung verloren hatte.

Instinktiv richtete er sich am Fenster auf.

Luft!

Seine Lungen verlangten nach Sauerstoff.

Björn Hellmark atmete hastig und flach, griff zitternd nach der vorspringenden Fensterbank und zog sich daran hoch.

Das alles tat er mechanisch, ohne sich später daran erinnern zu können. Er schob seinen Oberkörper über die Brüstung und tastete nach den schlanken, hölzernen Stützbalken, welche schräg nach innen zurückwichen und eine Art Pergola oberhalb der Galerie bildeten.

Er hörte ferne Stimmen, Rufe, ohne zu begreifen, was gesagt wurde.

Karren klapperten, Motoren waren zu hören.

Hellmark öffnete schwerfällig die Augen, und eine mahnende Stimme in seinem Unterbewußtsein sagte ihm, daß er etwas unternehmen mußte, um dieser Feuerbrunst zu entgehen.

Wieso brannte es eigentlich, wie war er in diese Situation gekommen?

Nur an ein Bild vermochte er sich zu erinnern.

Carmen de Silva wurde entführt, und in Gedankenschnelle ließ er seinen Doppelkörper entstehen. Der Ruck in das jenseitige Reich war so heftig erfolgt, daß sein Originalkörper dabei die Besinnung verlor.

Er war in einer Herberge, deren Name ihm nicht sofort einfiel.

Er rutschte auf den Knien über die ächzende Galerie, rappelte sich auf und taumelte blind vor Rauch auf die Brüstung zu.

Er war zu schwach, konnte sich nicht auf den Beinen halten und stürzte nach vorn.

Sauerstoffmangel.

In seinem Hirn blubberte es, als stiegen Blasen auf. Er sah nichts, seine Ohren waren erfüllt von einem Rauschen und einem kurzen, nahen Aufschrei.

»Da oben…! Da ist… doch jemand!« sagte jemand auf spanisch, und die Worte klangen erschrocken.

Hellmark brach zusammen. Seine Hände rutschten über das Holz, und er kassierte mehrere Splitter, die sich tief in seine Haut bohrten. Aber sein Bewußtsein war so umnebelt, daß er den Schmerz nicht spürte.

Das Zimmer hinter ihm stand in hellen Flammen. Aus den Fenstern unter ihm leckten gierige Zungen.

Er wäre verloren gewesen, hätte ihn ein Dorfbewohner nicht entdeckt.

Weitere Hilfskräfte und Armeeangehörige waren inzwischen eingetroffen. Man hatte sie alarmiert, um die übereilte Flucht aus dem Bergdorf zu beobachten und trotz aller ungeklärten Fragen hier auszuharren und für Ruhe und Ordnung zu sorgen.

Eine Leiter wurde eilends herbeigebracht. Ein Uniformierter kletterte an der Hauswand nach oben. Links und rechts züngelten Flammen. Die Herberge war verloren, und auch der Fremde wäre es gewesen, hätte man ihn nicht rechtzeitig entdeckt.

Man holte Hellmark von der gefährdeten Galerie. Keine Minute später hätte es sein dürfen. Prasselnd fraßen sich die Flammen weiter in das morsche Holz und erreichten die Stelle, an der Björn Hellmark eben noch gelegen hatte.

Auf einer Bahre wurde der Bewußtlose zu einem Jeep gebracht.

Die eingetroffenen Hilfsmannschaften hatten sich inzwischen so weit organisiert, daß sie daran gingen, Löscharbeiten einzuleiten.

Björn bekam von alledem nichts mit. Mit einer Rauchvergiftung wurde er in ein Hospital nach Antequera gefahren, während in Finjas wassergefüllte Eimer von Hand zu Hand gingen, um ein Übergreifen der Flammen auf Nachbargebäude zu verhindern.

Die Soldaten und die Männer des Hilfscorps taten alles, was in ihren Kräften stand. Erstaunlich war, daß niemand aus dem Ort sie unterstützte, den Einwohnern Finjas' schien es völlig egal zu sein, was aus ihrem Geburtsort wurde.

*

Jean Baptiste Renion war fasziniert von der jungen, hübschen Person, die ihn empfing. Ein solches Mädchen hätte er hier in der Abgeschiedenheit der Pyrenäen nicht erwartet.

Das Licht über dem Eingang des abseits stehenden Hauses lag rötlich-gelb auf ihrem Gesicht und zeichnete ihre Züge besonders weich und sanft.

Sie tat einen Schritt zur Seite. Sie trug einen langen weitgeschnittenen Rock, in dem sie größer wirkte, als sie war.

»Sie sind Señora Sallas?« fragte er erstaunt. »Ich wußte nicht, daß Manuel Sallas verheiratet ist.«

»Ich bin seine Schwester«, erklärte sie.

Immer hätte er in diese großen Augen sehen wollen. Das liebliche Gesicht erinnerte an die zarten Marmorstatuen Celinis. Feine, vornehme Züge, die von einer strengen Frisur eingerahmt wurden, ein

sinnlicher Mund…

Jean Baptiste Renion lächelte, und sie erwiderte dieses Lächeln. Für einen Außenstehenden wäre die Situation nicht leicht zu deuten gewesen: Ein junger Mann aus Paris, von Beruf Kunstkritiker, fährt in ein spanisches Pyrenäendorf, um zu vorgeschrittener Stunde von einem netten, etwa zweiundzwanzigjährigen Mädchen empfangen zu werden, das er noch nie gesehen hat…

Dieser Besuch aber galt nicht der Schönen, sondern deren Bruder, einem bekannten Maler surrealistischer Bilder. Die Kritiker nannten ihn enthusiastisch einen neuen Hieronymus Bosch, der die Phantasie des alten Holländers mit einer etwas eigenwilligen, subtilen Maltechnik verband.

Manuel Sallas war menschenscheu. Nie hatte man ihn auf seinen Ausstellungen, die inzwischen in Spanien und Frankreich Furore machten, gesehen. Ein Geheimnis umgab den Maler mit dem ’magischen Pinsel’, wie man ihn nannte.

Ein schmaler, schwach beleuchteter Korridor folgte. Aus der nahen Küche roch es nach kaltem Fisch.

Neben der Tür hing ein wunderbares Farbbild, das sofort Renions Aufmerksamkeit auf sich zog.

»Eine neue Arbeit?« fragte er, davor stehenbleibend. In klaren, leuchtenden Farben breitete sich eine Landschaft auf der Leinwand aus, deren bizarrer Formenreichtum ihn sofort gefangennahm.

»Nein, ein altes Bild«, sagte Janina Sallas.

»Ich habe es noch nie gesehen. Auf keiner der bisherigen Ausstellungen. Es hätte zum Thema ’zwischen Traum und Wachen’ oder ’Visionen’ ausgezeichnet gepaßt.«

In den beiden, von Jean Baptiste Renion genannten Ausstellungen war ein Großteil von Sallas’ Werk aus neuerer Zeit gezeigt worden. Sallas hätte ein reicher Mann sein können. Seine Bilder waren gefragt, aber er verkaufte so gut wie nichts. Er stellte aus, damit die Menschen seine Gemälde sehen konnten, er ließ Kunstdrucke und Bücher herausgeben mit Reproduktionen – aber es gab so gut wie kein Werk in Privatbesitz, obwohl es Kaufangebote in Hülle und Fülle gab.

Manuel Sallas lebte wie ein Einsiedler, und die Tatsache, daß Renion bei seinem Besuch auf eine jüngere Schwester des Künstlers stieß, zeigte, wie wenig man über Sallas und sein Werk wußte.

»Bitte, Señor, folgen Sie mir!« Janina Sallas ging dem Besucher voran. Am Ende des Korridors führte eine schmale, gewundene Holztreppe in das Geschoß unter dem Dach. Dort oben hatte Manuel Sallas sein Atelier.

Es war wenige Minuten nach neun Uhr abends.

Pünktlich auf die Minute war Renion eingetroffen. Ab neun sollte er kommen. Vor zwei Tagen schon war er von Paris angereist, hatte

sich unten im Dorf eingemietet und machte sich mit der fremden Umgebung vertraut, um das einsame Haus Sallas' auch bei Dunkelheit zu finden.

Das Wenige, was man von dem Künstler wußte, war, daß er seine geheimnisvollen Bilder, die ein solches Interesse weckten und die Betrachter beschäftigten, nur bei künstlichem Licht malte.

Anläßlich seiner letzten Ausstellung, die vor drei Monaten in Paris gewesen war, hatte Sallas ein Begleitheft herausgegeben und in einem erklärenden Vorwort darauf hingewiesen, daß seine »Erlebnisse« besonderer Art seien. Wort für Wort hatte Jean Baptiste Renion sich das eingeprägt. Sallas behauptete, daß er für seine Arbeit besondere Stunden abwarten müsse, daß das meistens abends der Fall sei und daß er dann oft mit sehr wenig oder überhaupt keinem Licht arbeite. Er führe den Pinsel wie ein Schlafwandler und sei selbst am meisten über das fertige Ergebnis überrascht. Diese Bemerkung und ein besonderes Erlebnis hatten Renion veranlaßt, alle Hebel in Bewegung zu setzen, um den derzeitigen Aufenthaltsort des Malers ausfindig zu machen und ihm zu schreiben.

Vor drei Monaten hatte ein Briefwechsel begonnen, der ohne Beispiel war.

Sallas, der geheimnisvolle Bilder malte, ohne eine eigentliche Erinnerung an den Schöpfungsprozeß zu haben, hatte dem französischen Kunstkritiker auf eine merkwürdige Frage eine merkwürdige Antwort erteilt und ihm schließlich die Erlaubnis gegeben, selbst mal dabei zu sein, wenn ein Bild wie eine Vision entstand.

Renion war aufgeregt wie ein kleiner Junge, der einem Geheimnis auf der Spur war, als er jetzt der hübschen Janina folgte.

Auf dem Treppenabsatz blieb die attraktive Spanierin stehen und wartete, bis Renion auf gleicher Höhe mit ihr war. Direkt vor ihnen befand sich eine Tür. Eine altmodische Flurleuchte hing wie ein Pendel so tief von der Decke herab, daß Jean Baptiste Renion den Kopf einzog, um nicht dagegen zustoßen.

»Ich hoffe, er schläft noch nicht«, sagte Janina Sallas leise, ehe sie vorsichtig die messingfarbene Klinke niederdrückte.

Jean Baptiste Renion hätte zu gern die Gelegenheit benutzt, mit der jungen Spanierin ein angeregtes Gespräch zu führen. Er hatte keine Schwierigkeiten, mit Fremden Kontakt zu knüpfen und war nie um ein Gesprächsthema verlegen, aber seltsamerweise fiel es ihm hier in diesem Haus schwer.

Sallas malte im Schlaf, und Jean Baptiste Renion sollte der erste Außenstehende sein, der ihm dabei zuschauen durfte. Und alles nur wegen einer simplen Fotografie, die er vor einem Vierteljahr gefunden hatte…

Unwillkürlich warf er einen Blick auf die schmale, lederne Aktenmappe, die er in der Hand hielt und in der sich verschiedene Unterlagen befanden, die er mitgebracht hatte.

Seine Aufmerksamkeit wurde in Beschlag genommen, als Janina die Tür öffnete. Der Raum dahinter war klein, hatte schräge Wände und war über und über mit Bildern und Skizzen behängt.

»Manuel?« fragte Janina Sallas leise.

»Ja. – Ist er gekommen?« klang die Frage aus dem dämmrigen Zimmer.

Über den Kopf der Spanierin hinweg erblickte der junge Mann aus Paris eine Gestalt, die in der schattigen Nische neben einem winzigen, vergitterten Fenster saß. Vor sich hatte der Mann eine Staffelei, und darauf stand eine leere Leinwand.

Im Zimmer brannte nur eine Kerze.

Das flackernde Licht spielte auf dem Gesicht des menschenscheuen Malers.

Jean Baptiste Renion versuchte, sich gelockert und frisch zu geben, wie es seine Art war. Aber in dieser Atmosphäre gelang es ihm nicht, und er meinte, ein Zentnergewicht hinter sich herschleifen zu müssen, als er nach Janina den Raum betrat.

Manuel Sallas sah ihn an. Ein bleiches Gesicht, umrahmt von einem gepflegten Backenbart, dichtes, gelocktes Haar.

Sallas erhob sich beim Eintritt seines Gastes.

»Señor Renion«, sagte er, eine leichte Verbeugung andeutend und dem Franzosen die Hand reichend. »Ich freue mich, daß Sie gekommen sind.«

»Die Freude ist ganz meinerseits!« Renion reagierte steif und ärgerte sich, daß ihm nichts Besseres einfiel.

»Ich muß mich bei Ihnen entschuldigen…«

»Aber ich bitte Sie, Señor. Wofür denn?«

»Daß ich Sie zu mir bringen lasse, daß ich Sie nicht unten am Haus begrüßt habe, wie es meine Pflicht gewesen wäre. Aber in diesen Tagen… ich muß ständig damit rechnen, daß ich das Bewußtsein verliere. Ich schlafe dann auf der Stelle ein, ohne mich dagegen wehren zu können. Ich habe Angst, dann hinzufallen und mich zu verletzen. Wenn man es weiß, unterläßt man es lieber.«

»Natürlich!« Wie hölzern das klang! Dabei begriff er noch gar nichts.

»Bitte, nehmen Sie Platz!« Manuel Sallas deutete auf ein altes Sofa, das an der Wand stand. Es hatte verschnörkelte Beine und einen geblümten Stoffbezug.

»Danke.«

»Ich nehme an, von dieser Stelle aus können Sie alles sehen, wenn ich zu malen anfange.«

Renion nickte nur.

»Haben Sie es dabei?« fragte Manuel Sallas unvermittelt. Er sprach ruhig und gelassen, und nichts Gekünsteltes haftete seinem Wesen an.

Jean Baptiste Renion mußte sich im stillen eingestehen, daß er sich von Sallas ein ganz anderes Bild gemacht hatte. Er hatte ihn sich als verschrobenen, weltfremden Sonderling vorgestellt, viel älter vor allen Dingen, ein unzugänglicher Mensch, mit dem es schwierig sein würde, ein paar Worte zu reden.

Sallas war Ende dreißig, hatte eine angenehme Stimme und plauderte frisch von der Leber weg.

Der Franzose öffnete die Ledertasche. In einer dunkelblauen Plastikhülle steckten mehrere großformatige Farbfotos. Von einer ganz bestimmten Arbeit Sallas' hatte Renion diese Aufnahmen machen lassen. Die Fotografien zeigten alle die gleiche Arbeit. Einige stellten Ausschnittsvergrößerungen dar.

Es war eine etwas märchenhaft anmutende Szene.

Der Betrachter sah ein Straßenbild. Eine alte Stadtansicht, mitten im Winter.

Ein verträumter, stiller Winkel. Winter. Schnee lag in der Gasse und auf den Dächern. Eine Laterne spendete anheimelndes Licht. Die Fenster waren beleuchtet. Deutlich waren die Silhouetten der Menschen zu sehen.

Eine Familie saß am Tisch. Das Haus im Vordergrund schwebte über dem Boden.

Hinter diesem Haus war deutlich der riesige, bronzefarbene Oberkörper eines götzenähnlichen Molochs zu erkennen. Die titanenhaften Hände schwebten über den Dächern, griffen nach dem einen, dem vorderen, und hoben es aus dem Verband der Häuserfront heraus.

Das unheimliche Geschöpf ragte aus dem Unsichtbaren in die sichtbare Welt, und Sallas hatte diesen Übergang hervorragend dargestellt. Ein Teil des Hauses wurde zu einem Schemen wie das unsichtbare Phantom aus dem Jenseits. Ein Haus verschwand im Unsichtbaren, und zurück blieb eine Lücke.

»Es ist mein Bild, das ich '13. Dezember 1726' nannte«, murmelte Sallas.

»Ein merkwürdiger Titel für ein solches Bild«, sagte Renion.

»Alle meine Bilder haben seltsame Titel.«

»Aber nicht so spezielle, Señor Sallas. Warum gerade, '13. Dezember 1726'? Ich habe es nie begriffen.«

»Ich begreife es selbst nicht, Señor Renion. Die Titel sind wie die Bilder selbst Eingebungen, die ich nicht beeinflussen kann.«

Manuel Sallas betrachtete sich die einzelnen Ausschnittvergrößerungen. Renion hatte sich jedes einzelne Gebäude

vorgenommen.

Ein Foto zeigte nur den oberen Querbalken über einer Haustür. Mit ungelenker Schrift war dort schwach etwas eingeritzt. »A. D. 1703«.

Manuel Sallas’ Augen wurden schmal.

Sein Blick begegnete dem des Franzosen.

»Wieso siebzehnhundertdrei?« fragte er verwundert.

»Diese Jahreszahl steht auf dem Balken.«

»Es ist das Jahr, in dem das Haus erbaut wurde.«

»Ja.«

»Und sie haben diese Zahl auf – meinem Bild gefunden?«

»Ja.«

Manuel Sallas kratzte sich im Nacken. »Ich kann mich nicht daran erinnern, jemals eine solche Zahl geschrieben zu haben, aber das bedeutet natürlich nicht, daß ich sie nicht wirklich geschrieben habe. Im Traum passiert manches. Aber seltsam, daß mich – außer Ihnen – noch niemand darauf aufmerksam gemacht hat.«

»Mit bloßem Auge kann man es nicht sehen. Bei den Versuchen, immer stärkere Vergrößerungen herauszuholen, habe ich es gefunden. Diese Entdeckung war insofern wichtig, daß sie mich auf eine Spur brachte, die weiterführte. Durch einen Zufall. Das habe ich Ihnen schon geschrieben.«

»Ja, Sie erwähnten einen kleinen Ort im Elsaß, in dem Sie das Straßenbild wiederzuerkennen glaubten, das ich gemalt habe.«

»Der Ort heißt Runscheer. Sie bleiben dabei, nie etwas von ihm gehört zu haben, geschweige ihn denn je in Ihrem Leben besucht zu haben?« Renion hatte endlich seine alte Fassung und Form wiedergewonnen, und er war froh, daß er so schnell zum Wesentlichen kam.

»Ich habe nie diesen Namen gehört, und ich habe einen solcher Ort nie betreten.«

Schon in dem gemeinsamen Briefwechsel war manches in dieser Form vorgenommen worden. Aber die persönliche Begegnung und das Gespräch über die ihn berührenden Dinge waren doch etwas ganz anderes.

Renion holte ein anderes, großformatiges Foto heraus. »Ich hatte versprochen, es Ihnen vorzulegen«, sagte er, das Bild an Manuel Sallas weiterreichend. »Hier ist es.«

Mehr äußerte er nicht dazu. Er ließ seinen Gastgeber nicht aus den Augen und beobachtete auch dessen Schwester, die nun auf ihn zukam, nach der Kerze griff, und sie höher hielt, um alles ganz deutlich zu sehen.

Wie würden sie reagieren?

Beide blieben sehr ernst und nachdenklich.

Manuel Sallas verglich interessiert und aufmerksam die Fotografie

von seinem Bild und diejenige, die Renion in dem kleinen Dorf Runscheer gemacht hatte.

Deutlich war zu erkennen, daß es sich beide Male um denselben Blickpunkt handelte, um die gleiche Gasse, auch wenn sie sich im Lauf einer langen Zeit verändert hatte.

Die Häuser, die Sallas in einem tranceähnlichen Zustand mitten im Winter und in einer zurückliegenden Zeit malte. Standen nur noch zum Teil. Die Laternen waren die gleichen, wenn auch älter, und die Aufnahme aus Runscheer war eben im letzten Sommer erfolgt und die Dächer der alten Bauernhäuser waren somit nicht schneebedeckt wie die Manuel Sallas'.

Renion sagte: »Zwischen Ihrer Darstellung und meiner Fotografie liegen rund zweihundertfünfzig Jahre. Sie stellen einen dörflichen Winkel dar, wie er im Jahr 1726 in Runscheer gewesen ist. Das Haus, das Sie durch ein unfaßbares Phantom aus dem Dorf lösen lassen, fehlt tatsächlich. Die Lücke ist heute jedoch nicht mehr zu sehen. Sie wird geschlossen durch eine Tankstelle, die dort steht. Aber es ist verbrieft, daß dort mal ein Haus gestanden hat, von dem niemand weiß, was aus ihm wurde.«

Manuel Sallas schluckte. Seine Schwester wirkte sehr ernst.

»Sie selbst haben Runscheer nie gesehen, behaupten Sie. Haben Sie je eine seltsame Geschichte gehört, die Sie dazu veranlaßt hat, sie in irgendeiner Form in ein Bild umzusetzen?«

»Nicht, daß ich mich da erinnern könnte.«

»Fest steht auf alle Fälle folgendes: Sie haben etwas in ein Geschehen umgesetzt, von dem niemand weiß, wie es zustande kam. Ich habe in Runscheer die alten Leute gefragt, ob sie aus ihrer Kindheit und Jugendzeit irgendwelche Erzählungen von einem Haus kennen. Viele wußten, daß ein altes Bauernhaus genau der Laterne gegenüber gestanden haben soll. Aber das muß schon lange her sein. In der Chronik des Ortes findet sich eine rätselhafte Geschichte vom Baumann-Haus. Es soll eines Tages nicht mehr da gewesen sein. Näheres wird nicht erläutert. Was haben Sie gesehen, Señor Sallas, als Sie jene Szene malten?«

»Mein Bild spricht für sich«, entgegnete der Maler. »Ich kann dazu nichts weiter sagen. Ich erlebe es so, wie ich es male.«

»Dieser götzenähnliche Moloch – Sie haben ihn wirklich gesehen?«

Manuel Sallas fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. »Ich weiß nicht…« sagte er ausweichend. »Vielleicht… ich weiß es nachher nie.«

Er zuckte die Achseln und vertiefte sich wieder in die Fotos.

Eine Viertelstunde drehte sich alles nur um diese eine Aufnahme und um das Vergleichsbild, das Sallas angeblich im Traumzustand gemalt hatte.

Manuel Sallas hatte eindeutig einen tatsächlich existierenden

Dorfwinkel dargestellt und ihn mit einem ungeheuerlichen phantastischen Geschehen verknüpft. Fest stand, daß in Runscheer – laut Chronik – ein Haus aus dem Jahr 1703 verschwunden war. Wie es dazu gekommen war, darüber existierten keine Zeugenaussagen. Mit rechten Dingen jedenfalls war es nicht zugegangen.

Mit rechten Dingen aber auch schien das Traumbild Sallas' nicht entstanden zu sein!

Dieser unheimliche Koloß im Hintergrund, der aus dem dunklen Winterhimmel ragte, war wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt. Alle Bilder Sallas' brachten das Fremdartige, Unvorstellbare, als hätte er als einziger Dinge gesehen, zu denen andere keinen Zugang hatten.

Wenn Sallas träumte und schlief, überwand er dann Raum und Zeit, empfing er dann wie ein hochempfindliches Radiogerät ferne Wellen, die er – in Bilder umsetzte?

Renion war dem Glauben verhaftet, daß alles, was auf dieser Erde geschah, in irgendeiner Form seine Spuren hinterließ. Auch Ereignisse, die noch auf einen zukamen, waren in irgendeiner Form schon latent vorhanden, wenn auch nicht sichtbar. Menschen mit einem sechsten Sinn oder dem Zweiten Gesicht hatten oft vorausschauende Talente.

Manuel Sallas war ein solch ungewöhnlicher Mensch, der mehrere Veranlagungen gleichzeitig in sich vereinte.

Der Kunstkritiker wollte etwas sagen. Dann sah er aber, wie Sallas winkte.

Seine Schwester griff sofort nach seinem Arm.

»Setz dich«, sagte sie schnell. »Ich glaube, es ist soweit«, fuhr sie, zu Jean Baptiste Renion gewendet, fort. »Sie können ihn bei der Arbeit alles fragen. Er gibt Antwort und arbeitet dennoch weiter. Er weiß nachher nicht mehr, was er alles gesagt hat, und es wird auch keinen Sinn mehr haben, ihn dann noch mal daraufhin anzusprechen. Seine Hinweise im Schlafzustand sind genauso zu nehmen wie seine Bilder: als Botschaften, die er nicht erklären kann. Er malt nur noch ab, er ist Empfänger. Wir wissen nicht, was sie ausdrücken und woher die Einflüsse stammen. Ihr Besuch und Ihr Gespräch, Señor Renion, aber zeigen mir, daß Manuel ernstgenommen werden muß. Seine Scheu vor der Öffentlichkeit, sein ruheloses Wandern von einem Ort zum anderen haben ihren Grund sicher auch darin, daß er die Konfrontation mit Andersdenkenden und -fühlenden fürchtet. Er ist ein hochsensibler Mensch, er fürchtet, ausgelacht zu werden – und hatte doch immer die Hoffnung, daß irgendwann mal einer kommt, der die Dinge ähnlich sieht wie er. Manuel hat nie viel über seine Arbeit gesprochen. Seit er angefangen hat zu malen – so zu malen, daß man ihn nicht mehr versteht –, hat er erwartet, daß man

anfangen würde, nachzuprüfen und herauszufinden. Sie sind der erste, der an einem Punkt angelangt ist, der über das übliche Interesse hinausgeht und der nachweisen kann, daß mit Manuel etwas vorgeht, was wir alle nicht begreifen.«

Sie nahm ihrem Bruder die Fotos aus der Hand.

Manuel Sallas setzte sich auf den Korbstuhl.

Wie in Trance griff er nach dem Pinsel auf dem Ablagebrett.

Renion hielt den Atem an. Etwas lag in der Luft, er konnte nicht sagen, was es war. Er fühlte es nur wie eine elektrische Spannung über seine Haut laufen.

Er nahm den Platz ein, den Manuel Sallas ihm bereits vorhin angeboten hatte. Mechanisch legte er die Fotos und die Lederakte zur Seite.

Sallas' Blick war auf das kleine vergitterte Fenster gerichtet. Er griff mit der Linken danach, drückte den Haken zurück und öffnete es.

Kühl und feucht war die Nachtluft, die in die Dachkammer drang.

Die brennende Kerze flackerte heftiger, und für einen Moment fürchtete Renion, sie würde verlöschen.

Manuel Sallas befand sich in Trance. Er hatte die Augen geöffnet, aber er schien seine unmittelbare Umgebung nicht wahrzunehmen.

Sein Blick war auf einen imaginären Punkt in einer unwirklichen Ferne gerichtet. Wie von selbst glitt der Pinsel über die Leinwand, tauchte in die Farbe und hinterließ erste Spuren auf der weißen Fläche.

Renion hielt den Atem an. Janina Sallas neben ihm wurde Zeuge des gleichen Schöpfungsvorgangs.

Sallas sah in dem winzigen, geöffneten Quadrat etwas, das nur seine Augen wahrnahmen: die Umrisse einer Höhle. Wolkige Finsternis, in der die Farben blau und violett dominierten.

Das Innere eines Tempels wurde sichtbar. Sallas malte wie ein Besessener und legte keine Pause ein. Schnell und sicher erfolgten seine Striche.

Klare Umrisse, ausgezeichnete Figuren…

Fremdartige, götzenähnliche Gestalten erstanden auf dem Hintergrund wie auf einem Relief.

Unheimliche Fratzengestalten zeigten sich. Wie ein riesiger, nackter Buddha thronte im Tempel eine Gestalt, die Renion nicht fremd vorkam. Sie ähnelte eindeutig jenem Götzen, der das winterliche Straßenbild »13. Dezember 1726« beherrschte.

»Sie können Fragen stellen«, wisperte Janina. »Er weiß nichts mehr von unserer Gegenwart, aber er wird hören, was Sie sagen.«

»Was sehen Sie. Señor?« begann Jean Baptiste Renion rauh.

»Einen Tempel.«

»Wo befindet sich dieser Tempel?«

»Ich weiß nicht. Aber er ist wichtig wichtig für uns.«

»Wie kann ich das verstehen?«

»Weiß nicht…«

»Wird in diesem Tempel jener Götze verehrt, dem Sie plötzlich einen großen Raum auf Ihrem Bild geben?«

»Es ist – kein Götze. Er beherrscht die Welt. Ich sehe ihn, wie er spricht und gestikuliert. Da ist noch etwas – kommt auf ihn zu. Ein Mensch – er hat Angst, will dort nicht sein, kann aber den Tempel aus eigener Kraft nicht verlassen.«

Der Pinsel tauchte in das Rot, in das Grün. Umrisse einer Gestalt, die ein Kostüm trug. Eine Frau. Jung, attraktiv, zu Tode erschreckt wich sie vor dem buddhaähnlichen Koloß zurück.

Im flackernden Kerzenlicht sah Renion ein schönes Gesicht, klar und deutlich wie auf einer Fotografie, als halte Sallas wie ein Film den Eindruck fest.

»15. Oktober 1973«, sagte Manuel Sallas mit belegter Stimme.

Es war das heutige Datum.

»Carmen im Tempel Orlok«, fuhr Sallas dumpf fort, seine Hand mit dem Pinsel fiel herunter und hinterließ einen häßlichen breiten Strich auf der Leinwand.

*

»Manuel!« Mit einem Aufschrei warf Janina Sallas sich nach vorn. Ihr Bruder drohte vom Stuhl zu fallen.

Ein plötzlicher, unerwarteter Schwächeanfall…

Das Mädchen reagierte schnell genug. Manuel Sallas fiel in ihre Arme.

Sie drückte ihn langsam zurück.

Wie aus einem Bann löste sich Renion aus der Erstarrung und war mit einem Sprung neben der jungen Spanierin.

»Was ist mit ihm?« fragte er.

»Ich – ich weiß nicht.« Janina Sallas war kreidebleich. »Ich habe noch keine Sitzung versäumt – aber das ist noch nie passiert.«

Sallas’ Puls raste, sein Herz schlug, als wolle es die Brust sprengen. Der Mann stöhnte, und Schweiß rann über sein Gesicht.

»Orlok – anzarra, narkg kirum aii«, kam es stockend über seine Lippen.

Janina Sallas zuckte zusammen. »Was ist das für eine Sprache?« fragte sie entsetzt.

Jean Baptiste Renion zuckte die Achseln. Nie zuvor hatte er ähnlich schreckliche Laute vernommen.

Manuel Sallas zitterte am ganzen Körper. Seine Augenlider flatterten. Sein Blick war in unwirkliche Ferne gerichtet.

Plötzlich entspannte er sich, und das Zittern verschwand.

»Wo – bin ich?« fragte er schwach und blickte sich gehetzt um.

»Es ist alles gut. Manuel.« Janina Sallas atmete tief durch.

In die Augen des Malers trat ein Leuchten. Er erkannte seine Umgebung, hörte die Stimme seiner Schwester und fuhr sich mit einer nervösen Bewegung über die Stirn.

»Ich war weit weg«, murmelte er und wandte den Kopf, um einen ersten Blick auf die Leinwand zu werfen.

Mit zusammengekniffenen Augen studierte er die Farben und Formen.

»Etwas stimmt da nicht – etwas ist anders als sonst. Was habe ich gesagt, wie habe ich mich verhalten?«

Janina Sallas erklärte ihm alles. Nichts war ihr entfallen. Jedes Detail berichtete sie.

»Tempel Orlok – Carmen – Orlok, das ist der Name des Unheimlichen, dem ich schon mal begegnet bin – vor drei Jahren, als ich mein erstes Bild in Trance malte. Die Winterlandschaft – was danach kam, waren Landschaften, gesehen durch ein Fenster in eine andere Welt – keine Spur mehr von dem Unheimlichen, und nun, ganz plötzlich – tauchte er wieder auf. Es ist, als ob sich der Kreis schließe. Licht, Janina, mehr Licht!«

Das Mädchen eilte zum Schalter und drehte ihn herum. Die Lampe flammte auf und vertrieb das Halbdunkel, das bisher geherrscht hatte.

»Ich fange an, klarer zu sehen«, fuhr er wie im Selbstgespräch fort. »Auch Ihr Besuch. Señor Renion, paßt in dieses Bild. Ihre Anwesenheit, das Gespräch mit Ihnen – es war sicher Ausgangspunkt für das, was jetzt geschehen ist.«

Er fuhr sich über die Augen, durch das wuschlige Haar und schüttelte den Kopf. »Ich bringe es nicht mehr zusammen, aber zum ersten Mal ist es so, daß ein Bild nicht mehr für sich selbst spricht. Ich erinnere mich, wo ich gewesen bin. Eine endlose Halle! Heiß und schwül… Die Wände voller Reliefs, Darstellungen von Menschen, Verstorbenen, die mal in diesem Tempel waren. Aber ich begegnete einer Lebenden und fühlte ihre Angst, ihr Entsetzen. Wir schreiben heute den 15. Oktober. Dieses Datum habe ich als Titel für dieses Bild gewählt. Ich habe ein Erlebnis aufgezeichnet. Jemand ist jetzt, in diesem Moment, in großer Not und Gefahr. Ich habe ihr Gesicht gesehen, ihre Augen – sie braucht Hilfe. Sie ist nicht die einzige, die sie gebraucht hätte. Andere, die vor ihr kamen, hätten sie schon gebraucht – aber da sah ich noch nicht klar, da sahen wir – noch nicht klar.«

Sein Blick suchte den Jean Baptiste Renions. Sallas sagte merkwürdige Dinge, und sie schienen ohne jeden Zusammenhang zu sein.

»Was für ein Gefühl haben Sie, Señor Renion?«

»Ein Gefühl von Unruhe – es ist, als ob sich etwas in meine Erinnerung zu schleichen versuchte, was mir bewußt werden soll.«

»So ergeht es mir. Janina – wie ist es mit dir?« wandte Manuel Sallas sich an seine Schwester.

»Ich fühle mich wie immer.«

»Ich habe das Gefühl, ich hätte doch mehr mit Ihnen zu besprechen, Señor Renion, als bis jetzt geschehen ist. Aber es ist noch nicht soweit. Wir müssen noch abwarten – ja, so ist es wohl.«

Er sagte es wie ein Träumer, und ein Außenstehender hätte diesen Mann jetzt für verrückt gehalten.

Sallas richtete seinen Blick auf das winzige quadratische Fenster. Ein Stück des dunklen Nachthimmels war zu sehen. Ein Stern blinkte.

»Einflüsse aus einer anderen Welt, Señor Renion – seit einiger Zeit ahne ich es, jetzt weiß ich es. Von einem anderen Stern? Nein, so weit ist es nicht weg. Orlok ist ganz in der Nähe – nur einen Schritt von uns entfernt. Er beobachtet diese, unsere Welt. Die Menschen müssen ihn fürchten, denn er raubt sie, damit seine Untoten leben können. Erinnerungen oder Vorausschau? Ich weiß es nicht, noch nicht… aber ich werde es bald wissen. Señor Renion – Sie haben sich unten im Ort einquartiert, nicht wahr?«

»Ja.«

»Das ist gut. Ich möchte Sie bitten, sich noch ein paar Tage dort aufzuhalten. Ich kriege das Gefühl nicht los, daß wir beide einen gemeinsamen Auftrag haben, über den wir uns nur noch nicht klar sind.«

*

Sie sah die düstere Tempelhalle und suchte vergebens nach einem Ausweg. Es gab keine Tür, kein Fenster.

Stumpfrot glühten die erhaben aus den Wänden herausgearbeiteten Gestalten.

Carmen de Silva starrte in die fremden, erschreckten Gesichter von Menschen, die gleich ihr, einmal hier gewesen waren.

»Das ist der Tempel der Toten«, sagte die dröhnende Stimme des Phantoms, und wie Donner verebbten die Worte.

Carmen de Silva wußte um die Nähe des Unheimlichen. Hier in diesem gigantischen Tempel lebte der Titan aus ihren Alpträumen. Wie ein Fleischberg hob sich der Koloß in der Dunkelheit vor ihr ab, ein lebender Altar inmitten dieser schaurigen, unfaßbaren Atmosphäre. Wie ein Buddha hockte er da, und Carmen mied es, ihren Blick dorthin zu wenden.

Ihre aufgewühlten Gedanken drehten sich wie ein Karussell.

Sie konnte sich kaum noch auf den Beinen halten und stolperte durch die wolkige Finsternis auf eine Säule zu, auf der ebenfalls die Gestalten dicht ausgearbeitet waren.

Die Oberfläche der Gestalten fühlte sich trocken und spröde an, wie gegerbtes, morsches Leder, schoß es ihr durch den Kopf.

»Wie gefallen dir meine Kunstwerke?« klang spöttisch die Frage auf.

»Was willst du von mir?« preßte Carmen hervor, ohne auf diese seltsame Frage einzugehen. »Warum hältst du mich hier fest? Wo bin ich?«

»Ich werde dir deine letzte Frage zuerst beantworten. Du bist in Orloks Reich, im Tempel der Toten. Alle, die hierherkamen – freiwillig oder nicht – sind geblieben, und ihre wahren Gesichter und Körper habe ich in den Reliefs erhalten. Sieh dir die Säule genau an, sieh sie dir an!«

Carmen de Silva wollte nicht, aber sie tat es. Eine kalt Hand griff nach ihrem Herzen. Unter vielen unbekannten fremden Gesichtern registrierte sie zwei vertraute.

»Mutter! Vater!« entrann es ihren Lippen.

Auch ihre Gesichter, ihre Leiber waren hier auf der Säule verewigt. Lebensecht waren sie nachgebildet. Alle Opfer, die Orlok je gerufen oder geholt hatte, zierten auf diese Weise sein geheimnisvolles, unheimliches Reich der Toten.

»Auch du wirst dich dort bald sehen können. Der Zeitpunkt ist nicht mehr fern. Ich könnte sofort deine Seele austauschen und deinen unbrauchbaren Körper als Modell für meine Reliefs benutzen. Aber ich tue es nicht. Mit dir habe ich etwas Besonderes vor! Ein Spiel, meine Liebe…«

Das Lachen schnitt wie ein Rasiermesser in ihre Haut. »Du wirst mein Lockvogel sein. Mein Lockvogel für Hellmark. Er wollte wiederkommen. Diesen Glauben will ich ihm lassen. In Wirklichkeit wird er aber in dem Augenblick, da er diesen Tempel betritt, selbst schon ein Verlorener sein, ohne es auch nur im geringsten zu ahnen. Er will eine Mission ausführen, etwas von hier holen und gleichzeitig verhindern, daß es zukünftig zu Zwischenfällen jener Art kommt, wie du sie beobachtet und erlebt hast. Er will Menschenleben retten. Er wird aber auf verlorenem Posten kämpfen. In diesem Augenblick liegt er hilflos in einem Krankenhaus. Ich kann ihn sehen.«

Unwillkürlich drehte Carmen de Silva den Kopf und blickte in Richtung des unheimlichen Tempelherrn, der vor ihr saß und gegen den sie sich vorkam wie ein Insekt.

Orlok nahm die ganze Schmalseite seines Tempels ein. Vor ihm plätscherte ein Brunnen. Die runden großen Augen des unmenschlichen Ungetüms waren herabgesenkt, als beobachte er dort

etwas Bestimmtes.

»Willst du deinen Retter auch sehen, der sich nicht retten kann?«

Carmen de Silva wankte durch die wolkige Düsternis auf den Koloß zu.

Links vor Orlok befand sich der Brunnen.

Eine bläulich-weiße Fontäne stieg hoch und brach zusammen. Das Wasser glättete sich.

Carmen de Silva stand am Rand des Brunnens, blickte in die Tiefe und sah einen winzigen, grell leuchtenden Punkt, der rasch größer wurde.

Es war, als ob sich eine Blende öffne, und das Mädchen würde von oben durch das gläserne Dach eines Hauses sehen.

Spanische Menschen! Gesichter, die ihr nicht fremd waren. Ein Krankenhaus, ein Krankenzimmer. Darin lag ein Mann, der an eine Infusion angeschlossen war.

Das war der Fremde, dem sie auf der Brücke nach Finjas begegnet war.

Björn Hellmark!

Eine Schwester öffnete die Tür, kam herein, überprüfte und warf einen Blick auf den Kranken. Sie fühlte dessen Puls. Mit ernster Miene verließ sie das Zimmer.

»Er ist noch sehr schwach, aber das kann sich bei ihm schnell ändern. Man muß das Eisen hier schmieden, solange es heiß ist«, sagte Orlok mit dumpfer Stentorstimme. »Ich werde ihm jemand schicken, der ihm hübsche Injektionen gibt. Ich könnte ihn jetzt von dort holen, wie ich dich und die anderen geholt habe. Aber das wäre zu einfach. Saionan – bist du bereit?«

Aus der wolkigen, glimmenden Düsternis löste sich eine Gestalt, die auf den Brunnen und Carmen de Silva zukam.

Ein bleichgetünchter Untoter mit häßlichem Gesicht, tiefliegenden Augen und schmalen Lippen. Die Haare hingen strähnig am Kopf herab und fielen bis auf die Schultern. Schlaffe, ausgemergelte Brüste hingen faltig zwischen den Fetzen, die irgendwann mal ein Gewand gewesen waren.

»Ja, ich bin bereit«, sagte die Gerufene mit Grabesstimme.

»Du hast dir die Seele eines jungen Mädchens auserwählt. Sie gehört dir. Du wirst nicht nur in ihrer Gestalt, sondern auch in deiner alten ursprünglichen die Welt der Lebenden durchstreifen, aber du weißt, daß du auf der anderen Seite auf Nahrung angewiesen bist. Wie ein Vampir wirst du dich vom Blut deiner Opfer nähren, wirst die Nacht nutzen und den Tag meiden und jederzeit meinen Willen erfüllen.«

»Ja, großer Orlok.«

»Dein erster Weg wird dich zu diesem Mann führen, den du vor dir

siehst. Bring ihm die Todesblume, damit sein Körper zum Schatten wird und damit mir willfährig. Wenn er erwacht, wird er nicht ahnen daß sein Geist, seine Seele nicht mehr frei sind. Er wird den Weg zu mir finden, um zu kämpfen. Aber er wird nur noch ein Schatten und damit mein Verbündeter sein. Ich freue mich auf den Augenblick, da er dir gegenübersteht, da er glaubt, dir zu helfen – aber er wird sich wie ein hungriger Wolf auf dich stürzen und dir das Leben aus dem Körper saugen wollen, denn verbrennen wird ihn der Wunsch nach Leben, wie ihn alle haben, die in die vergessene Stadt und den Tempel der Toten kommen.«

*

Orloks mächtige Hand kam aus dem düsteren Hintergrund. Zwischen seinen gewaltigen Fingern hing eine kleine dunkelblaue Blüte.

Die Untote griff danach.

Sie stieg auf den Rand des großen Brunnens und sprang.

Unwillkürlich beugte Carmen de Silva sich zurück, in der Erwartung, daß das bläuliche Wasser ihr ins Gesicht spritzen würde.

Das war nicht der Fall.

Die Untote tauchte ein wie in ein Wolkenmeer und verschwand. Das Bild im Wasserspiegel, das eben noch das Krankenzimmer und den Fremden zeigte verlöschte.

Es war, als ob eine Blende sich schließe.

»Willst du sehen, was geschieht?« fragte Orlok ironisch. »Dann blick’ in den Spiegel! Das Auge des Schwarzen Manja wird sich gleich wieder öffnen.«

*

Die Krankenschwester zog den Stuhl zurück und nahm Platz an dem kleinen quadratischen Tisch.

Sie machte eine Eintragung in ein Buch und war gerade dabei, die nächste Seite umzulegen, als von der Tür her ein Schatten über sie fiel.

Überrascht blickte die Schwester auf. »Ja, bitte?« fragte sie verwundert. Eine fremde junge Frau trat über die Schwelle zum Schwesternzimmer. Die Unbekannte trug in der Rechen eine einzelne Blume.

Schwester Renata musterte die Besucherin. Sie war jung, trug einen bis über die Knöchel reichenden, buntgemusterten Rock und eine zitronengelbe Bluse.

Sie hatte langes, schwarzes Haar und eine schokoladenbraune

Haut. Sie war keine Negerin. Renata mußte unwillkürlich an eine Insulanerin denken, und sie ahnte nicht, wie nahe sie mit ihrer Vermutung der Wirklichkeit kam.

Sie hatte die Fremde noch nie hier gesehen und konnte sich nicht daran erinnern, daß jemand hier eingeliefert worden wäre, dessen Begleiterin diese junge Exotin gewesen war.

Ob die Fremde eine Auskunft wollte?

Renata blickte sie lächelnd an. »Kann ich Ihnen irgendwie dienlich sein, Señorita?«

»Aber sicher«, sagte die Fremde, zwei Reihen weißer, blitzender Zähne zeigend. Die Exotin stand dicht vor der Krankenschwester. »Ich möchte einen Besuch machen.«

»Aber Señorita! Um diese Zeit. Es ist nicht üblich und…« Weiter kam sie nicht.

Da streckte die Fremde ihre Rechte aus, welche die dunkelblaue Blüte hielt.

Renata fühlte die samtweichen Blütenblätter ihre Gesichtshaut berühren. Sie wollte noch etwas sagen, aber kein Laut kam mehr über ihre Lippen. Schwer wie Blei fühlten sich plötzlich ihre Glieder an. Die Todesblume aus dem magischen Jenseitsreich Orloks hatte sie berührt.

Ihr Atem versiegte, ihr Herz blieb stehen. Ihr Körper wurde seltsam durchscheinend wie ein Schemen. Für Bruchteile von Sekunden flatterte ein lautloser Schatten über dem Stuhl, auf dem eben noch die Krankenschwester gesessen hatte.

Der Schatten löste sich aus dem Zimmer. Die Schwester war der Todesblume zum Opfer gefallen. Ihre Lebensenergien passierten die geheimnisvolle, unsichtbare Grenze zwischen Diesseits und Jenseits.

Die Besucherin aus dem finsteren magischen Reich des Phantoms grinste teuflisch.

Die Todesblume hatte ihre furchtbare Wirkung gezeigt. Orlok würde zufrieden sein.

Der Todesschatten des Opfers würde jetzt in der Stadt der Toten ankommen und einem Wartenden, der sich unter die Lebenden mischen wollte, eine neue Seele spenden.

»Und nun zu dir, Björn Hellmark«, wisperte Saionan, das Mädchen aus Moorea. Aber die Untote hatte nur deren Leben und Aussehen. Das wahre Ich Saionans war ausgelöscht und im Tempel der Toten für alle Zeiten gefangen.

Die Besucherin aus dem Jenseits verließ das Schwesternzimmer und lief drei Türen weiter. Matt brannte eine gelbliche Neonröhre. Der lange, weißlackierte Gang war menschenleer. Niemand sah die Fremde, der man ihre unheimliche Mission nicht ansah, in dem Krankenzimmer verschwinden, in dem Björn Hellmark untergebracht war.

Der Deutsche lag allein in dem Raum. Es roch nach einem Desinfektionsmittel.

Lautlos wie ein Schatten näherte Saionan sich dem Krankenlager.

Hellmark atmete tief und ruhig. Er sah erholt aus. Nach dem schockartigen Zustand, in dem man ihn hierher gebracht hatte, befand er sich sichtlich auf dem Weg der Besserung.

»Gute Reise«, flüsterte die Untote, und die blaue Blüte glitt über Stirn, Nase und Mund des Schlafenden.

Der Körper wurde seltsam durchsichtig und schwebte wie ein Schemen unter der Zudecke. Durch Kopf und Schultern und den Arm, der mit dem Schlauch der Infusionslösung verbunden war, erkannte Saionan den Bettbezug.

Der Schlafende war durchsichtig wie ein Geist und löste sich im nächsten Augenblick völlig auf.

*

Das Bett war leer.

Die Untote betrachtete die Blüte in ihrer Hand und zuckte zusammen.

Die blaue Farbe bleichte aus. Die Blüte welkte, wurde trocken und unansehnlich und zerfiel wie Staub zwischen ihren Fingern.

Was hatte das zu bedeuten?

Panischer Schrecken erfaßte die Untote mit dem Aussehen der Insulanerin.

»Es ist etwas schiefgegangen. Orlok wird böse sein«, sagte da eine ruhige Stimme hinter ihr.

Saionan wirbelte herum.

Ihr Gesicht verzerrte sich zur Fratze, ihre Haut lief grün-grau an.

Vor ihr stand niemand anders als – Björn Hellmark.

*

Björn hatte mal einen Untoten aus Orloks Reich erlebt und wußte, daß er ihnen mit der Dämonenmaske nichts anhaben konnte.

Sie waren keine Dämonen, lösten sich beim Anblick der Maske nicht auf und verschwanden auch nicht.

»Hellmark?« entrann es den spröden Lippen der Untoten. »Das andere…«

»… war mein Doppelkörper.« Björn kam aus der schattigen Ecke, aus der er den Vorgang beobachtet hatte. »Ich wurde plötzlich wach und spürte die Gefahr. Die Tür öffnete sich in dem Augenblick, als ich aus dem Bett stieg. Ich konzentrierte mich auf meinen Zweitkörper und konnte ihn noch entstehen lassen. Gerade rechtzeitig, wie mir

scheint. Etwas ist schiefgelaufen, wenn ich mir die Blume so ansehe, mit der du mich gestreichelt hast. Sie berührte einen reinen Energiekörper, keinen aus Fleisch und Blut.«

»Dann werde ich das nachholen!« Wirr und strähnig hingen der Untoten die Haare ins Gesicht, das zur Fratze geworden war.

Heißer, stinkender Atem schlug Hellmark entgegen. Die tiefliegenden Augen in dem Gesicht der anderen glühten in feurigem Rot. Dieses Wesen hatte nicht mehr die geringste Ähnlichkeit mit der hübschen Saionan, deren Lebenskraft und Seele dieser Schmarotzer aus dem Jenseits in sich aufgenommen hatte.

Er glaubte, mit seinem wahren Aussehen den Menschen in die Flucht zu schlagen und zu Tode zu erschrecken.

Aber Björn Hellmark, der Feind aller Jenseitsboten, die mit böser Absicht kamen, war nicht so leicht zu erschrecken.

Björns Rechte kam nach vorn. Er umfaßte das kalte, knochige Armgelenk der Untoten und bog es zurück. Im Gelenk knirschte es. Kein Schmerzenslaut kam über die Lippen der Jenseitsbotin, die sich ihrem verhaßten Feind entgegenwarf, der sie überlistet hatte.

Björn war noch geschwächt und konnte nicht alle seine Kräfte mobilisieren. Er merkte das.

Dämonen, Untote und Geister konnte man nicht besiegen, in dem man sich mit ihnen in eine handfeste Auseinandersetzung einließ. Da zog man immer den kürzeren. Sie konnten ständig Kräfte freisetzen, ohne daß die sich verbrauchten. Da waren sie in jeder Hinsicht überlegen. Wer aus Fleisch und Blut bestand, mußte mit seinen Kräften haushalten.

Aber Björn Hellmark hatte anderes auf Lager.

Zwar kostete es ihn Energie, seinen Zweitkörper entstehen zu lassen, aber der brachte ihm den Vorteil, daß er durch Wesenheiten aus dem Jenseits weder verletzt noch anderweitig in Mitleidenschaft gezogen werden konnte. Und er konnte ihn zudem an eine Stelle schicken, wohin er jetzt als Hellmark unmöglich hätte gehen können.

Björn schickte Macabros schnell wie einen Gedanken nach Finjas. Im gleichen Augenblick registrierte er mit wachem Bewußtsein sowohl die Situation im Krankenzimmer als auch in dem Ort, in dem er nach der Ankunft seinen Wagen abgestellt hatte.

Auf dem Rücksitz lag noch das Gepäck und der an einen Geigenkasten erinnernde Lederbehälter.

Finjas lag wie ausgestorben. Ein letztes Glühen hing über der abgebrannten Herberge. Dünne Rauchwolken schlängelten sich aus den verkohlten Balken und dem Trümmerhaufen, der davon übrig geblieben war.

Von den Einwohnern war weit und breit nichts mehr zu sehen. Vereinzelt patrouillierten einige Soldaten durch die schmalen Gassen,

noch immer auf der Suche nach dem rätselhaften Urheber des Geschehens.

Die Männer waren bewaffnet. Aber auch die Pistolen und Gewehre würden sie nichts nützen, wenn Orlok, das Phantom aus dem Unsichtbaren, abermals aktiv ins Diesseits eingriff.

Macabros nahm diese Dinge nur am Rande wahr. Er registrierte die nähere Umgebung aus dem Innern des Lamborghini, in dem er ankam. Er griff nach dem Geigenkasten und öffnete ihn. Funkelnd lag das Schwert des Toten Gottes vor ihm. Macabros nahm es heraus. Im nächsten Augenblick war er verschwunden.

Hellmark hielt es in der gleichen Sekunde – rund zwanzig Kilometer entfernt – in der Hand, als er seinen Zweitkörper auflöste. Die dabei freiwerdenden telekinetischen Kraftströme sorgten dafür, daß das Schwert den Weg zu ihm fand und sicher von seiner Hand umschlossen wurde.

Er zog die Waffe herum und richtete die Spitze in dem Moment auf die Brust des dämonischen Gegners, als der ihn herumziehen wollte.

Der Jenseitsbote stand wie vom Donner gerührt. Es war, als ob ein unsichtbarer Strom von der Spitze der Waffe in seinen strohtrockenen Körper fließen würde.

»Du hättest in Orloks Reich bleiben sollen«, preßte Björn rauh zwischen den Zähnen hervor. »Dort warst du sicher und unsterblich. Wer sich in die Welt der Sterblichen begibt, muß in Kauf nehmen, nach ihren Gesetzen gerichtet zu werden.«

»Du kannst mich nicht töten«, zischte die Untote. Ihr stinkender Atem wehte wie Schwefel in sein Gesicht.

»Dieses Schwert vermag es.«

»Ich bin unsterblich!«

»Nicht für dieses Schwert. Damit wurden Dämonen besiegt und andere schreckliche Wesen. Auch ein Untoter kann dem nicht viel entgegensetzen.« Als wolle er seine Worte unter Beweis stellen, verstärkte er den Druck.

»Warte!« Aus dem fratzenartigen Maul der Untoten klang es wie ein Aufschrei.

Angst glomm in den Augen des jenseitigen Wesens. Björn deutete diese Angst richtig.

Durch sein Eingreifen konnte er dem Unwesen, dem außer einer täuschend ähnlichen Menschenmaske nichts Menschliches mehr anhaftete, einen Strich durch die Rechnung machen.

Dieser Jenseitsbote war gekommen, anderen Menschen eine Falle zu stellen, Unschuldige in Mitleidenschaft zu ziehen, und als Hauptaufgabe sollte er Hellmark präparieren, so daß er dem unheimlichen Gegner, der die Absichten des Dämonenfürsten Molochos unterstützt, hilflos ausgeliefert war.

»Wenn du mich tötest, wird ein anderer kommen, der das wiederholen wird, was mir versagt blieb. Damit ist dir nicht gedient. Im Augenblick muß ich mich fügen. Das ist kein gewöhnliches Schwert, ich muß dir recht geben. Schone meine Existenz – und es wird dir von Nutzen sein!«

Björn Hellmark hob kaum merklich die Augenbrauen.

»Welchen Nutzen sollte ich davon haben?«

»Ich könnte dir zum Beispiel Ratschläge für dein Eindringen in Orloks Reich geben.«

»Das weiß ich auch so. Ich kenne den Weg.«

»Aber du kannst dir keine Vorstellung davon machen, was dich alles erwartet, wenn du unvorbereitet nach drüben kommst. In mir hättest du eine Hilfe. Allerdings nur dann, wenn meine Existenz erhalten bleibt. Wir treffen eine Vereinbarung, ich werde dir deine Fragen beantworten – und du wirst meine Existenz nicht auslöschen.«

Hellmark besann sich nur drei Sekunden. »Einverstanden«, sagte er dann plötzlich.

Der Untote grinste teuflisch. »Was willst du wissen?«

»Wer bist du wirklich?« lautete Björns erste Frage.

»Ich bin Saionan.«

»Du hast ihren Namen und ihre Gestalt angenommen. Das ist alles. Wer bist du davor gewesen? Womit hast du dich befaßt?«

»Mit Schwarzer Magie und Okkultismus«, beantwortete der Untote die letzte Frage Hellmarks zuerst. »Mein richtiger Name auf dieser Welt war Rosemary Finley. Ich ging einen Pakt mit Jenseitigen ein, als ich mich entschlossen hatte, aus niederen Beweggründen meinen Mann zu töten. Er war sehr krank und mir im Weg. Ich hatte die Gelegenheit zur Wiederheirat. Mit dem Erbe, das ich nach dem Tod meines Mannes zu erwarten hatte, konnte ich ein freies, sorgloses Leben führen. Gemeinsam mit meinem Geliebten. Durch ihn wurde mir das Tor zu Orloks Welt geöffnet, und ich erkannte, wie armselig mein Leben bisher gewesen war und was ich erreichen konnte, wenn ich Orloks Wille erfüllte. Ich wurde zur Mörderin! Niemand konnte mir etwas nachweisen. Das Gift im Körper des Toten war nicht festzustellen. Für die Ärzte und für Außenstehende war mein Mann an seiner Krankheit gestorben. Von nun an manipulierte ich mit Hilfe meiner magischen Fähigkeiten viele Ereignisse in der Nachbarschaft und machte andere von meinem Willen und meinem Wollen abhängig. Ich war bereit, dafür die Konsequenzen zu tragen: einmal in Orloks Reich einzukehren und ihm für alle Zeiten zu Diensten zu sein. Ihm gehörte meine Seele. Ich war der Meinung, daß diese Abmachung für die Zeit nach meinem Tod keine große Bedeutung hätte. Was zählte, war die Gegenwart, war das Jetzt, das Leben auf der Erde. Es war ein erhebendes Gefühl, mächtig zu sein und andere wie Marionetten zu

bedienen. Dann kam die Stunde, in der Orlok seinen Tribut forderte. Ich starb und wußte, daß bei mir etwas anders sein mußte, als bei anderen, die aus diesem Leben schieden. Meine sterbliche Hülle hielt mein Bewußtsein fest. Ich konnte mich selbst in der Leichenhalle liegen sehen, brachte es aber nicht fertig, die letzte Verbindung zu meinem toten Leib zu lösen. Zum ersten Mal lernte ich eine Panik kennen, die unbeschreiblich ist. In der Nacht nach der Beisetzung hörte ich den Ruf. Ich verließ mein Grab. Ich lebte nicht, ich war aber auch nicht tot, aber ich hatte kein Recht mehr, in der Welt der Lebenden zu sein. Wie ein eisiger Wind fuhr ein unbekannter Hauch durch mein Innerstes. Mein Blut zirkulierte nicht mehr, ich empfand keine Wärme mehr. Viele Tage war ich unterwegs, genauer gesagt: in den Nächten. Tagsüber verbarg ich mich in unzugänglichem Gelände. Ich hatte nur ein Ziel im Sinn: ich mußte zum Tor in das Jenseits. Ich wußte, wo es lag, obwohl ich es nie zuvor besucht und gesehen hatte. Ich mußte eine besonders lange Reise machen, ich kam aus einem anderen Land. Ich mußte mit einem Schiff oder einem Flugzeug an jenen Ort kommen, wo es den Eingang für die Sterblichen in Orloks Reich gab. Ich machte mir andere zu Handlangern, erreichte dieses Land und passierte das Tor in das Jenseits. In Orloks Reich wurde ich erwartet, von all den anderen, die gleich mir einen Pakt mit dem Unsichtbaren geschlossen hatten. Zu allen Zeiten und in allen Völkern gab es Menschen, die über außergewöhnliche und übersinnliche Kräfte verfügten. Man nannte sie in der Vergangenheit Zauberer und Magier, Medizinmänner, später dann waren es die sogenannten Hexen. Im Urteil der Menschen bin auch ich eine Hexe. Ich habe mit Jenseitigen einen Pakt geschlossen – und mich verkauft. Als dieser Teil des Vertrages eintrat, wurde mir bewußt, was es hieß, sich darauf eingelassen zu haben. Für alle Zeiten hieß es, von nun an geknechtet zu sein. Orlok bestimmte. Ihn hatte man ständig vor Augen. Eine Hoffnung ließ er uns wissen, eines Tages würden wir wieder unter den Lebenden weilen. Wenn die Zeit reif sei. Diese Zeit ist nun gekommen. Orlok kann seit geraumer Zeit jede Einzelheit im Diesseits beobachten. Ein Sterblicher hat ihm etwas gebracht, womit er jederzeit jeden Punkt der Erde beobachten kann. Damit kann er gezielt neue Opfer holen und ist nicht mehr darauf angewiesen, durch seine dienstbaren Geister Kontakte zu Personen zu suchen, die bereit sind, sich und ihre Seelen zu verkaufen. Das Heer der Untoten liegt auf der Lauer. Es ist nur noch eine Frage der Zeit, bis er sie alle in diese Welt schleust, um Angst und Verwirrung zu stiften und Orlok einen Teil dieser Welt auch sein eigen nennen kann. Nun weißt du mehr, als mancher andere ahnt. Du bist gewarnt! Nun laß' mich gehen!«

»Ich will noch mehr wissen.«

»Was noch?«

Björn fragte gezielt nach Einzelheiten der Orlok-Welt. Es konnte nicht schaden, noch mehr zu wissen.

»Der Gegenstand von dem du gesprochen hast«, sagte er plötzlich, »wie sieht er aus, wie nennt Orlok ihn?«

»Er nennt ihn 'das Auge'.«

»Und erst seitdem er das 'Auge' besitzt, kann er diese Welt hier kontrollieren?«

»Er kann sie besser kontrollieren als zuvor. Da war er auf die Kontaktaufnahme jener angewiesen, die den Weg zu ihm suchten.«

Björn wollte mehr über Orlok wissen, aber die ins Diesseits zurückgekehrte Mary Finley konnte oder wollte darüber keine Auskunft geben. Er erfuhr, daß Orloks Sitz der Tempel der Toten sei. Darin säßen die Seelen all derer gefangen, die sich ihm verschrieben hätten.

»Warum holt er ganze Häuser aus dem Diesseits?« wollte Björn wissen.

In den Augen der Untoten flackerte es. »Er demonstriert damit seine Macht und genießt die Angst der Menschen. Außerdem…«

»Ja, was ist außerdem?« hakte Hellmark sofort nach, als Rosemary sich unterbrach.

»Es ist nur so eine Überlegung, ich weiß es nicht genau…«

»Sag' es mir trotzdem!«

»Es kam ihm darauf an, dich herbeizulocken und zu irritieren.«

»Mich?«

»Ja. Er will dich drüben haben. Geschwächt. Das ist nun leider mißglückt. Ich habe dir alles gesagt, was wichtig ist. Zieh' daraus deine Konsequenzen und – geh! Nutz' die Chance, die ich dir gegeben habe! Verzichte auf die Auseinandersetzung mit Orlok. Du wirst den kürzeren ziehen. Nun laß' mich gehen. Wir werden uns nie wiedersehen, das verspreche ich dir.«

»Ich werde dich begleiten. Wir gehen zusammen.«

Über das lederartige Gesicht der Untoten lief ein Zucken. »Wir – gehen – zusammen?« klang es dumpf aus ihrem Mund.

»Zu Orlok.«

»Du hast mir versprochen…«

»… dich nicht mit dem Schwert zu attackieren. Richtig. Ich werde dich dorthin zurückbringen, wohin du gehörst. Hier auf dieser Seite der Welt ist kein Platz mehr für dich. Du bist nicht tot, aber du lebst auch nicht mehr. Du hast dich für das Reich der Schatten entschieden, also ist dein Platz dort. Sollte sich herausstellen, daß dir zu helfen ist, werde ich das tun. Zumindest werde ich versuchen, das Leben derjenigen zurückzugeben, der du es wie ein blutrünstiger Vampir ausgesaugt hast.« Er wollte dem noch etwas hinzufügen, doch er wurde abgelenkt.

Vor der Zimmertür entstand ein Geräusch.

Die Klinke wurde herabgedrückt.

»Schwester Renata?« fragte ein Mann, der sich auf der Türschwelle zeigte.

Er trug einen weißen Kittel und eine dunkelgeränderte Brille.

»Aber…« Sein Mund blieb offenstehen, als er ins Zimmer sah. Das Bett war leer, der Kranke mit einem Schwert bewaffnet und vor einer fremden Frau mit strähnigem Haar, die aussah, als wäre sie Statistin für einen Horrorfilm.

Björn wandte nur kurz den Blick. Für den Bruchteil einer Sekunde achtete er nicht auf die Untote.

Rosemary Finley reagierte augenblicklich. Sie riß beide Arme hoch, stieß sie gegen Hellmarks Brust und sprang blitzschnell zur Seite. Sie warf sich dem Fenster entgegen. Die Scheibe zersplitterte.

Der eintretende Arzt war wie vom Donner gerührt und konnte den Dingen kaum folgen, die sich blitzschnell abspielten.

Die unheimliche Frau sprang durchs Fenster. Björn setzte sofort hinterher.

Das Krankenzimmer lag zu ebener Erde.

Die Untote jagte auf dem schmalen Weg dahin und tauchte zwischen den dichtstehenden Bäumen und Büschen unter, die auf dieser Seite des Hospitals eine Art Park bildeten.

Hellmark bedauerte, daß die Dinge diesen Lauf nahmen. Wenn es Rosemary Finley gelang, unterzutauchen und sich unter die Menschen zu mischen, würde das böse Folgen haben.

Sie war kein Mensch. Aus einer anderen, unvorstellbaren Welt jenseits der dritten Dimension war sie eingeschleust worden.

Sie war ein Bazillus, der andere krank machte und tötete. Sie durfte nicht entkommen.

Er hatte ein Versprechen gegeben, und wollte dieses Versprechen halten, in der Hoffnung die Gefahr anderweitig unter Kontrolle zu bringen.

Aber die Ereignisse liefen von nun wie selbständig ab.

»Stehenbleiben!« brüllte Hellmark. Er erblickte die schattengleiche Gestalt vor sich auf dem Weg. Sie strebte dem großen Tor entgegen.

In vielen Krankenzimmern hinter ihm flammten die Lichter auf. Die Unruhe war nicht unbemerkt geblieben. Fenster gingen auf, Stimmen wurden hörbar.

Der Arzt, der auf der Suche nach Schwester Renata in das Krankenzimmer gekommen und Zeuge der seltsamen Szene geworden war, lief durch den Korridor hinaus ins Freie und rief nach einem Kollegen.

Die Tatsache, daß Hellmark, der Kranke, sein Bett verlassen hatte und einem gespenstischen Wesen folgte, wollte ihm nicht in den Kopf.

Hellmark war rund fünf Meter hinter dem Jenseitswesen. Er forderte es nochmal zum Stehenbleiben auf. Rosemary Finley reagierte nicht. Da riß Björn das Schwert empor, hielt es wie einen Speer und schleuderte es mit hartem Ruck nach vorn.

Die Waffe traf die Fliehende genau zwischen die Schulterblätter. Ein schrecklicher Schrei, wie er nie über die Lippen eines Wesens aus Fleisch und Blut hätte kommen können, ließ die Nachtluft erzittern.

Rosemary Finley-Saionan warf die Arme in die Höhe und stürzte wie vom Blitz getroffen zu Boden.

Mit drei schnellen Sätzen war Björn bei ihr.

Es ging alles blitzschnell.

Das Schwert des Toten Gottes verfehlte seine magische Wirkung nicht.

Es lief ein Rieseln und Ächzen durch den Leib der Untoten, als ob ein morscher Baum langsam zerbröckele.

Eine teuflische Dämonenfratze stierte Hellmark an, ein häßliches Pfeifen und Fauchen drang aus der Kehle.

Björn zog die Schwertspitze, die in einer Länge von etwa zehn Zentimetern in den hohlen Körper eingedrungen war, heraus. Kein Blutstropfen quoll aus der Wunde.

Das, was mal in einem irdischen Leben Rosemary Finley gewesen war, zerfiel zu großen staubigen Lappen, löste sich wie bizarre, handgroße Schatten und blieb auf der Erde liegen.

Hellmark nahm sein Schwert an sich.

Aus dem Krankenhausportal eilten Ärzte und Schwestern.

Björn sprang los, er mußte von hier verschwinden. Dies war nicht der Ort und nicht der Zeitpunkt, lange Erklärungen abzugeben. Sein Verhalten würde gründlich mißverstanden werden.

Es war unmöglich, jetzt mit den Verantwortlichen zu sprechen. Niemand würde ihm glauben, niemand ihn verstehen.

Er lief in die Dunkelheit und näherte sich der Ziegelsteinmauer, die das Krankenhausgelände umgab.

Das Haupttor war verschlossen. Hellmark kletterte an der rauhen Mauer hoch und sprang auf die andere Seite.

*

Dr. Avila erreichte zuerst die Stelle, an der Rosemary Finley zusammengebrochen war.

Der junge Arzt mit dem gepflegten Oberlippenbart war blaß. Seine zitternden Finger griffen nach den handgroßen, welken Lappen. Er zerrieb sie wie dürre Tabakblätter zwischen seinen Fingern.

War dies ein Mensch gewesen?

Was ging hier vor?

Unzählige Gedanken bildeten ein wirres Durcheinander im Gehirn des Mannes. Er fand keine Erklärung für den Vorgang, den nicht nur er beobachtet hatte.

Wortlos umstanden die anderen ihn, Kollegen und Schwestern, und sie begriffen, daß ihnen kein Mensch glauben würde, wenn sie davon erzählten.

*

Björn lief durch dunkle Gassen und kehrte erst viel später wieder auf die Hauptstraße zurück.

Er konnte jetzt keine Verfolger und keine Zeugen gebrauchen.

Niemand sollte beobachten, wohin er sich begab. Er mußte nach Finjas, so schnell wie möglich. Seine Mission duldete keinen Aufschub mehr.

In Antequera schwärmte es wie in einem Bienenhaus. Menschen aus Finjas waren hauptsächlich hierher in die größere Stadt gekommen um die schreckliche unverständliche Nacht bei Freunden. Verwandten oder auch nur weit genug entfernt von dem verhexten Ort zu verbringen.

Einige Flüchtlinge kampierten unter freiem Himmel, andere hatten Zelte aufgeschlagen. Antequera glich streckenweise einem Heerlager.

Viele Autos waren unterwegs und verließen die Stadt.

Diese Tatsache machte Björn sich zunutze. Per Anhalter fuhr er mit einem jungen Mann Richtung Finjas. Der alte gelbe Seat 125 pfiff aus dem letzten Loch, und mehr als einmal fürchtete Björn, das Vehikel würde unterwegs in einem der zahllosen Schlaglöcher steckenbleiben.

Hellmark unterhielt sich mit dem Fahrer. Der wunderte sich, woher der Deutsche das große Schwert hatte und weshalb er es mit sich schleppte.

Björn behauptete, es in einem Antiquitätengeschäft in Antequera erstanden zu haben. Der andere warf ihm einen merkwürdigen Blick zu.

»Und Sie spazieren den ganzen Abend mit dem Ding in der Hand herum?« wunderte er sich.

»Es gefällt mir so gut, ja.«

»Und jetzt wollen Sie damit nach Finjas, um die Geister zu vertreiben?«

»So ungefähr.«

Sie lachten beide, und der junge Mann aus Antequera ahnte nicht, daß hinter Hellmarks Worten der volle Ernst steckte.

Drei Kilometer vor dem Bergdorf trat das ein, was Björn befürchtet hatte. Der Seat 125 röhrte plötzlich auf, und im Getriebe mahlte es, als ob Sand hineingeraten wäre.

Der Wagen aber blieb nicht stehen. Im Gegenteil, er machte einen Satz nach vorn und beschleunigte.

»Donnerwetter!« wunderte sich der junge Fahrer sich. »Bergauf wird er schneller? Das hat er noch nie gemacht!«

Es klang beinahe jubelnd.

»Raus hier!« brüllte Hellmark sofort, und es überlief ihn siedendheiß.

Das Holpern war verschwunden! Der Seat glitt mit einem Mal ruhig und gleichmäßig über die Straße, als hätte er eine Rennbahn unter sich.

Björn erkannte das Ungeheuerliche.

Der Seat schien zu schweben! Er flog durch die Luft und hatte keinen Kontakt mehr zur Straße!

*

Ehe der Fahrer noch begriff, was eigentlich los war und wie ihm geschah, handelte Hellmark.

Er beugte sich hinüber, stieß mit der Linken die Fahrertür auf und versetzte dem Spanier einen Stoß in die Rippen.

»Sind Sie verrückt?« plärrte der Mann.

»Springen Sie! Ehe er höher steigt und schneller wird!« Hellmark erkannte die tödliche Gefahr dieses Angriffs aus dem Unsichtbaren sofort.

Er drückte die Tür auf seiner Seite nach außen.

Der Seat 125 schwebte bereits einen halben Meter über dem Boden.

Hellmark stieß sich ab und sprang, das Schwert des Toten Gottes vorauswerfend und es auf keinen Fall im Wagen zurücklassend, der nun in den Händen des unsichtbaren Gegners zu einem Spielball wurde.

Der Seat stieß plötzlich mit der Kühlerhaube nach oben, scharf strömte die Luft über ihn hinweg, und von einer Sekunde zur anderen wurde der alte, klapprige Wagen zu einem raketenähnlichen Geschoß.

Hellmark kam federnd auf. Aus den Augenwinkeln heraus registrierte er einen zweiten dunklen Körper, der durch die Nacht und die Luft wirbelte.

Björn rollte sich ab. Ein brennender Schmerz fuhr durch seine Schultern und Armgelenke.

Die Steine unter seinen Händen waren hart und spitz.

Hellmark rollte sich herum. Fünfzig Meter vor ihnen machte die Straße eine scharfe Linkskurve. Rechts in der Kurve stand ein mächtiger Felsblock.

Darauf jagte der Seat zu. Zwischen ihm und der Erde betrug der

Zwischenraum nun sechs bis acht Meter. Die Luft war brodelnd und feuchtschwül wie in den Tropen.

Es krachte und barst. Der Seat raste voll auf die Felswand, rutschte nach unten und blieb zwischen den knorrigen Stämmen krüppeliger Zypressen hängen.

Björn rappelte sich auf. Schweiß perlte über seine Stirn, sein Atem ging stoßweise.

Der Deutsche lief zu dem jungen Mann zurück, der ihn in seinem Wagen mitgenommen hatte.

Der Spanier saß mitten auf der Straße, starrte in die Luft und auf Hellmark wie bei einer Fata Morgana.

»Haben Sie sich weh getan?« fragte Hellmark besorgt.

Sein Begleiter war bleich mit schmerzverzerrtem Gesicht.

»Verdammt, ja«, entrann es seinen Lippen. »Mein Bein… ich glaube, es ist gebrochen.«

Er war nicht imstande, allein aufzustehen. Björn tastete das Bein ab, die Berührung verursachte Schmerzen. Der Mann wimmerte und fuhr zusammen.

»Wie konnte das geschehen… wie…« Der Spanier biß die Zähne zusammen, starrte hoch zu dem Felsen und begriff zumindest von der ganzen Sache so viel, daß er keine zwei Sekunden hätte später aus dem Wagen springen dürfen.

Funken sprühten unterhalb der Motorhaube, es zischte plötzlich, dann erfolgte die Explosion.

Der Seat 125 war im Nu in eine Flammenwand gehüllt, er brannte lichterloh, und das auslaufende Benzin bildete feurige kleine Bäche, welche die Felswand herunterliefen.

Der Angriff aus dem Unsichtbaren war fehlgeschlagen. Orlok hatte sein Ziel nicht erreicht, aber er konnte den Versuch, Hellmark zu attackieren und zu vernichten, jederzeit wiederholen.

Der junge Spanier wußte nicht, wie ihm geschah, als er plötzlich von starken Armen emporgehoben wurde.

Einen Augenblick kam es ihm so vor, als wäre da außer dem Fremden, den er vorhin mitgenommen hatte, noch jemand.

Er sah noch einen Schatten und wandte schwach den Kopf.

Das war doch der gleiche Mann, mit dem er eben noch gesprochen hatte?

Ein Doppelgänger?

Er wußte nichts von Macabros und der Fähigkeit Hellmarks, einen Zweitkörper entstehen zu lassen.

Seine Umgebung veränderte sich. Die Straße in die Berge, das am Fels klebende, ausbrennende Auto, die nahe Schlucht – alles war plötzlich verschwunden.

Eine andere Helligkeit umgab ihn, die durch elektrisches Licht

erzeugt wurde.

Ein gläsernes Portal. Ein rotes Kreuz. Der Eingang in ein Krankenhaus. Das Krankenhaus von Antequera…

Dort war noch immer alles auf den Beinen. Man suchte die verschwundene Krankenschwester und vor allem auch den Patienten, der unter so rätselhaften Umständen sein Zimmer verlassen hatte.

Dieser Mann lieferte den Fahrer in der Ambulanz ab, damit diesem so schnell wie möglich ärztliche Hilfe zuteil wurde.

Dann verschwand der Deutsche ebenso lautlos und schnell wieder, wie er hier eingetroffen war. Macabros löste sich auf.

Hellmarks Originalkörper war am Ort des Anschlags zurückgeblieben. Es kam ihm darauf an, das Schwert des Toten Gottes wieder in die Hand zu bekommen.

Björn kletterte über das felsige Gestein, fand das Schwert und nahm es an sich. Zu Fuß setzte er den Weg Richtung Finjas fort.

Diese Nacht hatte es in sich. Er hatte das Gefühl, seit Tagen auf den Beinen zu sein, und fühlte sich müde und erschöpft.

Am liebsten hätte er sich irgendwo hingelegt und wäre auf der Stelle eingeschlafen. Aber diese Zeit durfte er sich nicht nehmen. Er mußte ständig mit einem neuen Angriff aus dem Unsichtbaren rechnen. Orlok schlief auch nicht. Er wollte seinen Gegner zermürben.

Es war schon nach Mitternacht, als Björn auf verschlungenen Pfaden in die Schlucht hinabstieg, wo er den Eingang zur Höhle suchte. In der Ferne sah er winzige flackernde Lichter, und manchmal vernahm er leise Stimmen. Das kam von oben aus den Bergen, wo die Soldaten und die Guardia Civil in dieser Nacht versammelt waren, um das Rätsel um Finjas zu beobachten.

Björn brauchte länger für die Suche, als er angenommen hatte.

Stunden vergingen.

Er befand sich im Innern des Berges und merkte nicht, daß draußen der Morgen graute.

Hellmark tastete die Wände der riesigen Felsquader ab, die hier standen.

Die Dunkelheit im Innern der ausgedehnten Höhle war ein Handicap, das er beseitigte, indem er sich noch mal verdoppelte und als Macabros aus dem Lamborghini die Taschenlampe holte. Danach sah er mehr und konnte die im Plan eingezeichneten Punkte genau überprüfen.

In der geräumigen Höhle stieß er auf einen aus drei mächtigen Quadern bestehenden Durchlaß, der wie ein Tor für einen Titan wirkte.

Er passierte die Stelle. Lautlos wanderte der Lichtstrahl über den nackten Felsen und vertrieb die Dunkelheit und die Schatten.

Björns Sinne waren zum Zerreißen gespannt. Immer wieder

verglich er die von Abraxas erhaltene Zeichnung mit der Wirklichkeit. Für einen Außenstehenden wäre es ohne Hilfe des Plans unmöglich gewesen, sich in dieser labyrinthischen Umgebung zurechtzufinden.

Er war durch Löcher und Spalten geschlüpft und immer tiefer in den Bauch des Berges eingedrungen. Hier drin sah es aus, als hätten einst übermächtige Wesen gehaust. Quader von mehreren Tonnen Gewicht standen aufgerichtet und ragten bis zur hohen Decke hinauf. Björn kam sich klein und verloren vor. Das sollte ein Hünengrab sein? Ganz stimmten die Relationen nicht. Er hatte schon Hünengräber gesehen. Die waren anders…

Er näherte sich im Schein der Taschenlampe einer mannshohen, halbkreisförmigen Mauer. Unwillkürlich wurde Hellmark an einen riesigen Brunnen erinnert. Hier ging es plötzlich nicht weiter, und es war ihm, als würde er plötzlich eine ferne Stimme hören.

»In… den Brunnen…«

Al Nafuur? dachte er noch. Gab der unsichtbare Freund, der in einem von Dämonen nicht direkt erreichbaren Zwischenreich existierte, auf diesem Weg ein Zeichen?

Hellmark lauschte in sich. Die Stimme tönte nicht wieder auf.

Er tastete die aus großen Felsblöcken bestehende halbkreisförmige Mauer ab, begann mit dem Aufstieg und erreichte den oberen Rand.

Wie ein breiter Geisterfinger stach der Lichtstrahl in die Dunkelheit. Ein riesiges, schwarzes Loch dehnte sich vor ihm aus.

Er nahm einen kleinen Stein und ließ ihn fallen. Er sah das Wurfgeschoß im Licht aufblitzen und dann in der endlosen Finsternis verschwinden. Er vernahm keinen Aufschlag.

Dies war der Eingang in das jenseitige Reich des unsichtbaren Phantoms. Diesen Weg waren viele vor ihm gegangen.

Abraxas, Rosemary Finley und viele hundert andere, die sich Orlok verschrieben hatten.

Sie hatten die Grenze passiert – und waren von diesem Augenblick an keine Menschen mehr.

Aber bei ihnen hatten andere Voraussetzungen vorgelegen. Sie waren gekommen, um mit Orlok gemeinsame Sache zu machen.

Er aber kam aus einem anderen Grund. Er wollte das »Auge des Schwarzen Manja« holen, durch das Orloks Macht auf unverantwortliche Weise erweitert worden war.

Und er kam, um denjenigen, denen noch zu helfen war, Hilfe zu bringen.

Er sprang.

Die Abwärtsbewegung in die Tiefe, erfolgte nicht rasend schnell. Björn schien es, als ob er auf einem mächtigen Luftkissen schwebe, das sich langsam in die Tiefe senke.

Fest umklammerte er das magische Schwert.

Die Luft um ihn herum veränderte sich. Es wurde wärmer und feuchter. Diesen gleichen Hauch hatte er vorhin beim Verlassen des Seat 125 empfunden, und er hatte ihn auch als Macabros in Orloks Reich registriert.

Ein großer roter Kreis breitete sich unter ihm aus. Mitten drin kam er an und fühlte plötzlich wieder festen Boden unter den Füßen. Rote und grüne Nebel wogten und ließen nur schemenhaft die fremdartige, bizarre Welt ahnen, die sich dahinter ausbreitete.

Er nahm nur schemenhaft das bizarre Tor wahr, das einen mächtigen Bogen vor ihm bildete. Zyklopische Mauern schlossen sich dem Torbogen an und bildeten eine düstere, in die Ferne führende Gasse.

Das Tor wurde bewacht. Eindeutig hatte Abraxas davon gesprochen.

Es war, als hätte es nur dieses Gedankens bedurft.

Ein heiseres, furchteinflößendes Fauchen drang an seine Ohren.

Björn warf sich herum. Im gleichen Augenblick sah er den roten Strahl auf sich zu rasen und spürte die enorme Hitze, die er entwickelte.

Instinktiv reagierte er.

Er ließ sich einfach nach vorn fallen. Keine Sekunde zu früh.

Fauchend schoß der Flammenstrahl über ihn hinweg und jagte durch die riesige Toröffnung.

Heißer Rauch stieg vor ihm auf. Als der sich lichtete, sah er das Unfaßbare.

Ein schuppiger Koloß, ähnlich einem urwelthaften Saurier, stand vor ihm.

Ein dumpfes Brüllen drang aus dem aufgerissenen Maul der Echse. Mit tolpatschigem Schritt kam sie näher und stand hochaufgerichtet. Die kleineren Vorderbeine zuckten wie Auswüchse unterhalb der Brust, die heller schimmerte als die gepanzerte Oberfläche des Körpers.

Das mit dolchartigen Zähnen bewaffnete Maul war groß genug um ihn in seiner ganzen Größe aufzunehmen.

Björn wich einen Schritt zurück.

Sein Gesicht war angespannt und starr wie eine Maske.

Sein Herz pochte heftig, er fühlte jeden einzelnen Schlag.

Die Stunde der Entscheidung war gekommen.

Dieser feuerspeiende Drache war Realität, wie er selbst es war. Das war keine Halluzination, keine Fata Morgana.

Dieser Drache würde ihn, den Eindringling, nicht passieren lassen und ihm den Weg zu Orlok, dem Phantom, versperren.

Ein Mensch des 20. Jahrhunderts wurde mit einem Phänomen konfrontiert, das in eine ferne, unwirkliche, sagenhafte Vergangenheit

der Erdgeschichte gehörte. All die Sagen und Legenden, in denen tapfere Ritter und feuerspeiende Drachen vorkamen, gingen ihm blitzartig durch den Kopf. Abenteuer, die er als Junge gelesen hatte, liefen vor seinem geistigen Auge ab wie auf einer Kinoleinwand, und er hätte in diesen Sekunden nicht zu sagen vermocht, ob er sie nur gelesen – oder vielleicht nicht doch erlebt hatte?

Das urwelthafte Brüllen aus dem Rachen des Ungetüms ließ die Luft erzittern. Aus dem Maul schoß eine Flamme. Hellmark warf sich erneut zur Seite und sah, wie die Feuersbrunst über den Boden flackerte und die Stelle dort zum Dampfen brachte.

Eine Hitzewelle traf sein Gesicht.

Björn sprang auf die Beine, stolperte, taumelte zurück – und merkte voller Entsetzen, daß es von hier aus nicht weiter ging. Er hatte die grobe Steinmauer des Torbogens genau im Rücken. Ein Zurückweichen war unmöglich…

*

Als sie die Augen aufschlug, stand die Sonne hoch am Himmel.

Mit erschrecktem Aufschrei warf Janina Sallas die Decke zurück und sprang aus dem Bett.

Sie wollte es nicht glauben, als ihr Blick auf den altmodischen Wecker fiel.

Halb zehn.

So lange hatte sie noch nie geschlafen.

Doch gestern war es besonders spät geworden. Nach Renions Weggang hatte sie noch stundenlang mit Manuel diskutiert und versucht, Licht in das geheimnisvolle Dunkel der Gaben und Talente ihres Bruders zu tragen. Es war, als ob sich tief in Manuels Erinnerung etwas rührte, daß er selbst erschrocken war über die Erkenntnis, die er gewonnen hatte, über die er aber dann doch nicht sprach.

Janina schlüpfte aus dem dünnen Nachthemd und lief splitternackt auf die Toilette, in der es eine Duschecke gab. Sie brauste sich kalt ab, kämmte schnell die Haare und kleidete sich an.

»Manuel?« fragte sie beim Betreten des Korridors. Sie hoffte, eine Antwort zu erhalten, entweder aus der Küche oder von oben aus dem Atelier. Aus Erfahrung wußte sie, daß ihr Bruder oft morgens nach dem Aufstehen schon wieder ins Atelier ging und die Arbeiten begutachtete, die im Trancezustand unter seinem Pinsel entstanden waren.

Keine Antwort erfolgte.

Sie warf einen Blick in die Küche. Keine schmutzige Tasse störte. Der Kessel war ebenfalls nicht aufgesetzt. Manuel hatte noch keinen Kaffee getrunken.

Schlief er noch?

Janina lief die Treppe nach oben. Neben dem, als Atelier eingerichteten Zimmer, befand sich eine kleine Kammer, in der außer einem alten Messingbett und einem selbstzusammengezimmerten Kleiderschrank nichts weiter stand.

Janina sah auch dort nach. Das Bett war benutzt, aber Manuel lag nicht mehr darin.

Unruhe erfüllte sie, die sie sich nicht erklären konnte.

Manuel Sallas hielt sich auch nicht im Atelier auf. Zum ersten Mal in all den Jahren im Zusammenleben mit ihrem ungewöhnlichen Bruder war etwas eingetreten, das sie nicht verstand.

Janina stand vor dem letzten Bild, das Manuel gestern im Traum gemalt hatte und das eine unbekannte, attraktive Person in einer phantastischen und bedrohlichen Umgebung zeigte. Der Götzenkoloß im Hintergrund wirkte nun im Tageslicht noch wuchtiger, noch furchterregender. Und so lebendig.

Janina Sallas erschauerte unwillkürlich. Sie kannte jedes einzelne Bild, das ihr Bruder gemalt hatte, und sie hätte sich mit den rätselhaften Trancebildern besonders intensiv befaßt. So überzeugend, so lebensnah aber war ihm noch keines gelungen wie das letzte, das im Beisein jenes Jean Baptiste Renion entstanden war.

Der Himmel war strahlend blau. Ein wundervoller Morgen. Und doch fühlte sie sich seltsam bedrückt und von finsteren Gedanken erfüllt.

Das kleine Haus, das Manuel und sie hier in der Abgeschiedenheit gemietet hatten, bestand aus insgesamt vier Zimmern. Zwei unten, zwei oben. Manuel Sallas war jahrelang ruhelos durch die Lande gewandert, bis er in die Berge kam, das Haus sah und sich entschloß, hierzubleiben.

Janina wußte, daß ihr Bruder seitdem wie ein Besessener malte und seine Bilder sich von denen unterschieden, die er davor gemalt hatte.

Manuel kannte die Landschaften. Er hatte sie wirklich gesehen. Nie aber waren Menschen in diesen fremden Landschaften, in den bizarren Höhlen und Hallen zu sehen gewesen. Bis gestern abend, als das Bild »Carmen im Tempel Orlok« entstanden war.

Von diesem Augenblick an hatte sich Manuels Wesensart verändert.

Janina wollte das Atelier schon verlassen, als ihr Blick auf einen hellen Fleck unterhalb der Staffelei fiel.

Ein Briefumschlag!

Sie bückte sich. Der Umschlag war verschlossen. Darauf stand: »An Janina.«

Die Unruhe in ihr wuchs, als sie ihn aufriß. Manuel mußte ihn vor

das Bild der Staffelei gestellt haben, aber da das Dachfenster offenstand, war es leicht möglich, daß ein Windstoß den Umschlag heruntergeweht hatte.

In Manuels gestochen klarer Schrift stand auf einem in der Mitte gefalteten Bogen zu lesen:

»Du darfst nicht traurig sein, wenn Du diesen Brief findest. Ich werde dann schon weit weg sein. Ich möchte Dir danken für all das, was Du für mich getan hast. Dir war nie etwas zuviel, obwohl ich doch gar nicht Dein Bruder war…«

*

Ein Ruck ging durch ihren Körper. Der letzte Satz brannte wie Feuer in ihren Augen.

Obwohl ich gar nicht dein Bruder war? Wie konnte er nur so etwas schreiben?

Was meinte er damit?

Es lief ihr abwechselnd heiß und kalt über den Rücken, und ihre Hände begannen zu zittern.

Was ging hier vor?

Mit dem Besuch des Fremden hatte alles begonnen.

Manuel hatte das Haus verlassen. Dieser Abschiedsbrief sagte alles – und nichts.

Nähere Erklärungen hätte sie gebraucht. Entweder konnte oder wollte Manuel ihr die nicht geben.

Als sie den Bogen zusammenfaltete, entdeckte sie auf der anderen Seite einen Satz, der durchgestrichen war. Ursprünglich hatte Manuel anders angefangen.

»Ich muß tun, was meine Aufgabe ist…« konnte sie entziffern.

Seine Aufgabe? Seine Aufgabe war es, zu malen…

Den Brief in der Hand, rannte sie die Treppen nach unten. Janina bereitete sich kein Frühstück und überbrühte sich nicht mal eine Tasse Kaffee. Keine zehn Pferde hätten sie jetzt im Haus halten können.

Sie schlüpfte in eine Strickjacke und verließ das Haus. Rechts neben dem Eingang stand ein alter Bretterschuppen, der ihnen als Garage diente. Darin standen ein 2 CV und ein Fahrrad.

Manuel war zu Fuß fortgegangen. Wann war er aufgebrochen?

Davon hatte sie keine Vorstellung, aber einen Verdacht.

Janina Sallas startete den Wagen. Er sprang sofort an. Rückwärts stieß sie aus der Garage, wendete auf dem sandigen Platz vor dem Haus und fuhr dann den schmalen, steilen Weg nach unten ins Dorf.

Ob Manuel sich mit diesem Jean Baptiste Renion getroffen hatte?

Die Möglichkeit war nicht von der Hand zu weisen. Sie kannte die Herberge, in der der Franzose Unterkunft gefunden hatte. Manuel

hatte Wert darauf gelegt, daß Jean Baptiste Renion dort bleiben und weitere Hinweise durch ihn abwarten sollte.

Janina brauchte knapp zehn Minuten, um an ihr Ziel zu gelangen.

Der Wirt war gleichzeitig Bedienung und Empfangschef. Als die junge, schlanke Spanierin mit weitschwingendem Rock in die Herberge trat, hellte sich seine Miene auf.

»Señorita Sallas – was verschafft mir die Ehre?« fragte er fröhlich. Er kannte Janina. Jeder im Ort kannte die Sallas-Geschwister, die oben in den Bergen wohnten. Hier im Ort kaufte Janina alles ein.

»Ich hatte für einen Bekannten ein Zimmer reserviert«, sagte sie aufgeregt nach der Begrüßung.

»Für Señor Renion, richtig.«

Sie nickte. »Ist der Herr – noch im Haus?«

Der Wirt sah sie einen Moment erstaunt an. »Nein, er ist weggegangen. Gemeinsam mit Ihrem Bruder, Señorita.«

»Wann?«

»Vor ungefähr einer Stunde.«

Janina Sallas schluckte. »Wie hat Manuel sich verhalten?« fragte sie rauh.

»Er war sehr nett, Señorita. Wie immer.«

»War er nicht anders als sonst?«

»Nein, es ist mir nicht aufgefallen. Aber warum fragen Sie danach, Señorita? Ist etwas nicht in Ordnung?«

»Das weiß ich noch nicht, Pedro. Was hat Manuel gesagt, als er hierher zu Ihnen kam?«

»Buenos dias, sagte er. Und: ah, da bist du ja schon. Es scheint als funktioniere unsere Antenne ebensogut wie früher.«

Janinas Sallas' Augen wurden schmal. »Zu wem sagte er das?«

»Zu dem fremden Señor.«

»Er duzte ihn?«

»Ja.«

»Señor Renion – wartete bereits auf Manuel?«

»So sah es jedenfalls aus.«

»Hat er sein Gepäck mitgenommen?«

»Nein, das ist das einzig Merkwürdige vielleicht. Er hat es hiergelassen mit der Bitte, daß ich es – zusammen mit einem Brief – zum Bahnhof bringe und seinen Angehörigen zurückschicke.«

Janina fuhr zusammen. »Haben Sie den Brief noch. Pedro?«

Der Wirt nickte und griff in ein Fach hinter sich. Der Brief war zugeklebt und trug noch keine Freimarke. Eine gewisse Madame Renion in Paris war die Empfängerin.

Janina Sallas riß den Brief einfach auf. Der Wirt war so verdutzt, daß er im ersten Moment nicht begriff, was geschah.

»Aber Señorita!« sagte er dann entsetzt. »Was tun Sie da? Das

dürfen Sie nicht!« Er wollte ihr den Brief aus der Hand reißen. Janina machte eine halbe Drehung nach rechts, und der Dicke griff ins Leere.

»Sie können doch nicht einfach fremde Briefe öffnen, Señorita?«

»Nicht unter normalen Umständen, Pedro. Ich hätte es auch nie getan, wenn ich nicht einen Verdacht hätte. Mit Manuel und diesem Señor aus Paris stimmt etwas nicht. Sie verhalten sich so merkwürdig. Auch Manuel hat mir einen Brief hinterlassen. Einen Brief mit dem gleichen Text«, fügte sie tonlos hinzu.

»Seltsam. Was schließen Sie daraus, Señorita?«

Sie zuckte die Achseln, und in ihren Augen schimmerte es feucht. »Ich weiß es nicht, Pedro. Ich weiß überhaupt nicht, was ich von der ganzen Sache halten soll. Manuel schreibt mir, daß er nicht mein Bruder sei – und dieser Señor Renion teilt seiner Mutter in Paris mit, daß er nicht ihr Sohn wäre!«

Janina biß sich auf die Unterlippe und war vor Erregung kreidebleich.

»Sie haben den Paß von Señor Renion gesehen, Pedro«, fuhr sie unvermittelt fort und reichte den aufgerissenen Brief dem Wirt zurück. »Sie trifft keine Schuld«, fügte sie erklärend hinzu. »Ich werde an Madame Renion schreiben und ihr alles erklären. – Sie haben die Daten aus dem Paß herausgeschrieben, Pedro. Kann ich das Gästebuch sehen?« kam sie wieder darauf zu sprechen. Sie war verwirrt.

Pedro holte es unter der Theke vor. Es war ein sehr altes Buch mit einem dicken, schwarzen Kartoneinband. Er schlug es auf.

Jean Baptiste Renions Name füllte die unterste Zeile aus.

Er war der letzte Gast in der Herberge gewesen.

Außer Name, Wohn- und Geburtsort war auch das Geburtsdatum vermerkt. Janina Sallas stierte darauf, und ihr Blick wurde hart.

»Geboren am 17. März 1938. Das ist doch auch – Manuels Geburtsdatum!«

*

Auf einem schmalen Feldweg abseits der Berge gingen zwei Männer nebeneinander her.

Manuel Sallas und Jean Baptiste Renion, zwei Männer verschiedener Herkunft, verschiedener Nationalität, die das Schicksal zusammengebracht hatte.

Zur gleichen Zeit, als Janina Sallas mit dem Wirt Pedro in der Herberge sprach, befanden sich die beiden ungleichen Männer nur wenige Kilometer außerhalb des Ortes.

Sie waren mit Renions Wagen gefahren, der versteckt hinter Büschen und Sträuchern abgestellt stand.

Stumm gingen die beiden Männer nebeneinander her.

Sie hatten sich nicht mehr viel zu sagen, und es schien, als stünden sie gegenseitig in geistigem Kontakt und der eine wisse vom anderen sowieso ganz genau, was er dachte.

Sie suchten eine geschützte Stelle hinter einem flachen Hügel auf, um sicher zu sein, durch eventuelle Spaziergänger nicht gesehen zu werden.

Wortlos fingen sie an, Steine verschiedener Größe zusammenzusuchen. Sie schnitten Zweige von Büschen und schnitzten daraus kleine Stöcke, in die sie Kerben und Kreise in bestimmter Anordnung fügten. Aus den Steinen und Stöcken legten sie einen Kreis. Ein seltsames Gebilde entstand. Die Steine und Stöcke im Innern des Kreises schließlich wurden so zusammengesetzt, daß sie aussahen wie eine okkulte, mysteriöse Darstellung, aus der nur Eingeweihte etwas lesen konnten.

Immer wieder maßen sie mit Schritten die Entfernung zwischen einzelnen Steinen ab, legten neue Stöcke und veränderten das Bild. Während all dieser Handlungen sprachen sie miteinander kein einziges Wort.

Der geheimnisvolle Kreis mit der rätselhaften Anordnung wirkte wie ein fremdartiges Gebilde inmitten des stoppeligen Feldes.

Manuel Sallas und Jean Baptist Renion traten und klopften den Erdboden glatt, so gut es ging.

Renion richtete seinen Blick gen Himmel. Kein Wölkchen war weit und breit. Der französische Kunstkritiker nickte bedächtig, und ein geheimnisvolles Lächeln zuckte um seine Lippen.

»Ich glaube, wir haben Glück. Wenn der Himmel so klar bleibt, können wir es bei Anbruch der Dunkelheit versuchen. Klarer Himmel und Vollmond! Und Orlok ist anderweitig so intensiv beschäftigt, daß er bis jetzt noch nichts bemerkt hat.«

Das Phantom im Jenseits würde auch weiterhin nichts merken, vorausgesetzt, daß sie – Sallas und Renion – die nächsten Stunden unbeobachtet blieben und nichts ihren Kreis störte. Vor allen Dingen durften sie ihn von nun an nicht mehr verlassen.

Sie setzten sich auf zwei der größten Steine, die sie fanden und harrten der Dinge, die da kamen.

*

Handeln hieß die Devise. Je länger er zögerte, desto eher bestand die Wahrscheinlichkeit, daß er den kürzeren zog.

Björn sah das Ungetüm auf sich zustapfen. Er stieß sich ab, machte einen gewaltigen Sprung nach vorn und erwischte den Augenblick so günstig, daß er genau dann lossprang, als die urwelthafte Echse erneut Feuer spuckte.

Er tauchte unter dem zischenden Strahl hindurch und stieß das magische Schwert in die helle, perlmuttfarben schimmernde Bauchseite.

Bis hier herunter reichte der Panzer nicht, hier war der Gigant verwundbar.

Tief bohrte sich die Schwertspitze in den Leib.

Die Echse brüllte auf und warf ruckartig ihren Kopf herum.

Hellmark lief sofort in die entgegengesetzte Richtung. Die stummelartigen gepanzerten Vorderfüße des Drachens wirbelten durch die Luft. Er fühlte die Nähe der scharfen Krallen duckte sich instinktiv und jagte im Vorbeilaufen dem massigen Tier das Schwert zum zweiten Mal in den Leib.

Ruckartig brach ein Schwall dunkelvioletten Blutes hervor, schwappte über die schimmernde Klinge, seine Hand und seinen Arm. Warm und klebrig sickerte es durch den Stoff seines Hemdes.

Björn war schneller als der unförmige Koloß. Er hatte das Gesetz des Handelns übernommen.

Der Drache schlug wild um sich und kippte nach vorn. Hellmark lief um den echsenartigen Titan herum, der fünfmal so groß war wie er.

Mit einer normalen Waffe hätte er hier kaum etwas ausrichten können. Die Kraft des magischen Schwertes übertraf jedoch alles andere.

Das Untier wankte, bäumte sich brüllend und fauchend auf, riß wild den Kopf hin und her und verschleuderte Flammenfontänen. Die beiden Schwerthiebe zeigten ihre Wirkung. Der urwelthafte Drache, der als geheimnisvoller Wächter vor den Toren dieser Jenseitsstadt anzusehen war, verfügte über eine ungeheure Kraft.

Björn mußte sich in acht nehmen vor den vorderen Klauen, die wie Dreschflegel durch die Luft sausten und vor dem riesigen, kantigen Schädel, der ruckartig hin und her flog und ihn zerquetschte, würde er getroffen.

In seinem Schmerz und seiner Todesangst reagierte der Gepanzerte weniger geschickt. Das kam den klaren Reaktionen Hellmarks zugute.

Er rochierte, wechselte ständig seinen Standort und war plötzlich wieder links während der Koloß sich nach rechts drehte.

Der Blutverlust schwächte den Drachen. Seine hektischen Bewegungen förderten den Blutstrom und schwächten ihn weiter. Der gezackte Schwanz wirbelte wie eine überdimensionale Peitsche durch die Luft.

Hellmark war eine Sekunde unaufmerksam.

Er glaubte, von einem Dampfhammer getroffen zu werden.

Er verlor den Boden unter den Füßen, wurde von der Schwanzspitze umschlungen und in die Luft gehoben.

Björns Lungen entwich pfeifend die Luft, als der Druck des gepanzerten Fleisches seine Hüften zusammenpreßte.

Er hatte die Arme frei, riß sich hoch, umfaßte das Schwert mit beiden Händen, und hieb kräftig auf den zuckenden, heftig hin und her wedelnden Körperfortsatz.

Die Spitze glitt an der gepanzerten Oberfläche ab, der Druck des Schwanzes wurde stärker. Vor Hellmarks Augen begann es zu kreisen.

Die Luft dröhnte vom Brüllen und Stampfen des Kolosses, und in Hellmarks Ohren rauschte das Blut.

Er hatte das Gefühl, in der Körpermitte von einer Zange durchgezwickt zu werden.

Er war verloren, wenn er nicht sofort freikam.

Es gab nur noch eine Möglichkeit für ihn: er ließ Macabros entstehen. Aus einem wirbelnden Strom purer Energie formte sich sein Zweitkörper. Er steuerte ihn so, daß er genau auf dem riesigen gepanzerten Nacken des urwelthaften Geschöpfes aktiv werden konnte.

Macabros in Kopfnähe, bewaffnet mit dem Schwert des Toten-Gottes! Nur das war noch seine Chance. Er zögerte keine Sekunde und umklammerte mit den Beinen den Hals wie den Rücken eines Pferdes, so daß er die Hände frei hatte.

Von oben herab stieß er mit harter Hand das Schwert genau zwischen die hervorquellenden Augen des Drachens.

Macabros zielte und traf. Es knirschte, wie wenn ein morscher Baumstamm in der Mitte auseinanderbricht.

Mit enormem Druck stieß er zu, und das Schwert bohrte sich in das Hirn.

Der Drache warf noch ruckartig den Kopf in die Höhe. Aus seinem Rachen quollen eine dunkelrote Flamme und grünlicher Rauch. Wie vom Blitz gefällt, brach das Untier zusammen.

Macabros löste sich auf wie ein Nebelstreif in warmer Frühlingssonne.

Der gezackte Schwanz des Drachens peitschte durch die Luft. Björn Hellmark, halb blind vor Ohnmacht und gepeinigt von Schmerzen, segelte wie ein lästiges Insekt durch die Luft.

Luft!

Plötzlich war der Druck weg, er konnte wieder atmen, auch wenn bei jedem Atemzug seine Lungen und Hüften stachen, als würden glühende Nadelspitzen in jede einzelne Pore gebohrt.

Ein dumpfer Schlag! Hellmark fiel mit der Schulter gegen einen knorrigen Baum und blieb benommen liegen.

Seine Sinne waren benebelt, doch in seinem Unterbewußtsein kontrollierte ein einziger Gedanke klar die Situation: sofort den Zweitkörper wieder erstehen zu lassen, wenn die Lage es erforderte.

Auf keinen Fall bewußtlos und schwach werden. Nicht den Willen verlieren.

Der Koloß konnte sich in jedem Augenblick herumwälzen und dem Eindringling in seiner Todesminute noch gefährlich werden.

Er rechnete damit, und mit ungeheurer Willenskraft richtete Hellmark sich auf, das Schwert so haltend, daß der Koloß dagegen rammte.

Aber dazu kam es nicht.

Das Ungeheuer schlug noch drei-, viermal mit dem Schwanz. Der Boden dröhnte unter der Wucht des Aufschlages.

Dann hob sich die gepanzerte Schwanzspitze nur noch mal ganz sachte, zitterte und blieb dann kraftlos und ruhig liegen.

Aus!

Das feuerspeiende Ungetüm, der Wächter der Toten-Stadt hatte sein Leben ausgehaucht.

*

Björn atmete tief die heiße, feuchte Treibhausluft ein.

Sein ganzer Körper war in Schweiß gebadet. Mit jedem Atemzug wichen die stechenden Schmerzen in seinen Hüften. Er war gerettet, noch mal davongekommen.

Er vermochte später nicht mehr zu sagen, wie lange er gegen den dunklen, blattlosen Baum gelehnt hatte.

Hellmark richtete sich auf, stützte sich auf das magische Schwert, das ihm den Sieg gebracht hatte, und wischte sich mit dem Handrücken der anderen Hand über sein schweißübertrömtes Gesicht.

Er konnte wieder klarer sehen und erblickte den leblosen Koloß vor seinen Füßen wie einen bizarren, mit Schollen überdeckten Hügel, der vor ihm aus dem Boden ragte.

Totenstille umgab ihn. Kein Windhauch bewegte die Luft, und Björn war es, als hielte die jenseitige Natur den Atem an. Nicht mal seine eigenen Schritte vernahm er. Der Boden schluckte die Geräusche wie ein dicker Teppich.

Er passierte das Tor, ohne noch einen Blick zurückzuwerfen.

Vor ihm lag eine düstere Gasse, die von wallenden Nebeln und geheimnisvoll geformten Pflanzen gebildet wurde, die aussahen wie fremdartige Plastiken.

Die Gasse wurde breiter und führte direkt in die flache, fremdartige Landschaft mit den Turmruinen und den Menschenhäusern aus einer anderen Zeit.

Er war schon mal hier gewesen und hatte diese Stadt der Toten, in der Orlok regierte, bereits als Macabros kennengelernt.

Er atmete tief und ruhig, und mit jedem Schritt, den er ging,

kehrten die alte Kraft, Zuversicht und das Selbstvertrauen wieder zurück.

Seine Sinne waren gespannt und darauf gefaßt, jeden Augenblick neu angegriffen zu werden.

Er hatte sich viel zugemutet. Es wäre vielleicht besser gewesen, vor dem Eindringen in das Reich des Unsichtbaren genügend auszuruhen. Aber dazu hatte er keine Gelegenheit gefunden. Er stand unter Handlungszwang.

Er war Zeuge geworden, was Orlok bereits vermochte und wie rücksichtslos er mit der Kraft umging, die ihm zur Verfügung stand. Ein Menschenleben zählte nichts für ihn.

Orlok beobachtete ihn. Und all die anderen. Hellmark spürte es. Die Untoten verbrachten ihr bemitleidenswertes Dasein in dieser öden Stadt, nur von der Hoffnung beseelt, eines Tages in die Welt zurückzukehren, aus der sie kamen, um dann dort Angst und Grauen zu verbreiten. Dazu aber mußten andere herübergeschleust werden, Seelen, die sie übernehmen konnten.

Er brachte ein Stück dieses Lebens mit. Wenn er hier versagte – war er verloren. Die Horde würde sich auf ihn stürzen und ihm das Leben aussaugen.

Unendliche, unheimliche Stille! Die Ruhe vor dem Sturm?

Orlok war ein großer Magier. Er konnte, wenn er es gewollt hätte, den Weg zu seinem Tempel zu einem Spießrutenlaufen für ihn arrangieren.

Aber nichts ereignete sich.

Der Weg führte bergan. Auf dem Hügel stand der Felsentempel. Dort hinein war Carmen de Silva gelockt worden – und verschwunden.

Dort wartete sie auf ihn. Dort, im Tempel der toten Seelen, wartete auch Orlok.

Im Tempel – so wußte er durch Abraxas und seinen unsichtbaren Freund Al Nafuur – war das »Auge des Schwarzen Manja« deponiert.

Hellmark konnte nur mit seinem Originalkörper, nur wenn er sich direkt in Gefahr begab, in den Besitz des Auges kommen, das Orloks Beobachtungsraum beachtlich erweitert hatte.

Er war wegen der jungen Spanierin gekommen und wegen des Auges. Er hoffte, das Leben Carmen de Silvas zu retten und sie vor dem schrecklichen Los zu bewahren, dem bereits alle zum Opfer fielen, deren Orlok habhaft werden konnte.

Lautlos öffnete sich die dunkle Tempelwand.

Rötlich strahlend brach es von innen heraus, als hatte ein schlafendes Ungeheuer seinen Rachen geöffnet, um ihn aufzunehmen.

Björn hielt den Atem an.

Seine Rechte umklammerte das magische Schwert und mit der anderen tastete er nach seiner Hosentasche, in der er stets die

Dämonenmaske trug.

Panischer Schrecken durchfuhr ihn. Die Maske – er fühlte sie nicht! Er hatte sie verloren!

Sofort hatte er einen Verdacht.

Beim Ausbruch des Feuers in der Herberge in Finjas, als er von Soldaten gerettet worden war! Dabei mußte ihm die Maske aus der Tasche gerutscht sein.

Hellmark stand vor der gewaltigen Öffnung. Er konnte nicht mehr zurück.

»Nun?!« fragte eine höhnische Stimme, die er nur zu gut kannte. »Zufrieden? Komm herein, trete ein in mein Haus! Ich habe dich erwartet.«

Er tat einen Schritt nach vorn. Die Tempelhalle war so riesig, daß er ihr anderes Ende nicht sehen konnte.

Aber er sah Carmen de Silva.

Nur wenige Schritte von ihm entfernt stand sie gegen eine bizarre Säule gelehnt und starrte ihn aus weitaufgerissenen Augen an.

Hinter ihm glitt die Felswand zusammen.

Nun war er im Tempel des Unsichtbaren.

Ein Zurück gab es jetzt nicht mehr. Es hieß erkennen und kämpfen.

Die Alternative: entweder mit der jungen Lehrerin aus Barcelona und dem Auge des Schwarzen Manja zurückzukehren – oder im Tempel der Toten gefangen zu sein.

Das magische Leuchten, das aus den Wänden, der endlosen Decke und dem Boden zu kommen schien, verstärkte sich.

»Ich habe mich auf diese Begegnung gut vorbereitet«, sagte die furchtbare Stimme des Phantoms.

Björn sah den bronzefarbenen Titan, der wie ein Götze eine Breitseite des Tempels einnahm: Die riesigen Arme vor der nackten Brust verschränkt, den Kopf stolz und siegesgewiß erhoben, auf Hellmark herabblickend, den er wie ein lästiges Insekt zwischen seinen gewaltigen Fingern zerdrücken konnte, wenn er die Hand nach ihm ausstreckte. »Ich hatte mehr als einmal die Gelegenheit, dich in Aktion zu sehen. Ich bewundere deinen Mut und deinen Kampfgeist. Du bist aus einem besonderen Holz geschnitzt. Ich möchte ein Spiel mit dir machen und sehen, ob du nicht nur mit deinen Muskeln, sondern auch mit deinem Geist kämpfen kannst. Du kannst dabei alles gewinnen – oder alles verlieren. Das liegt an dir. Sieh’ her!«

Orlok streckte ihm seine Rechte entgegen. In der riesigen flachen Hand schimmerte – groß wie eine Menschenfaust – ein rubinroter ovaler Gegenstand.

Das ’Auge des Schwarzen Manja’! Wie ein kostbarer Edelstein funkelte er, das magische Leuchten rundum sank dabei zu einem diffusen Schimmern herab.

Wie gebannt starrte Björn auf den kostbaren Stein, dessen Besitz ihn dem Ziel, die finsteren Dämonenmächte, die nach der Erde und den Menschen griffen, ein für allemal auszuschalten, näherbrachte.

Das Phantom zog die Hand zurück und legte den Stein auf eine niedrige Säule, die auf Orloks stummen Befehl aus diffusem Licht emporquoll.

»Und nun zum Spiel«, fuhr der Unheimliche fort.

Mit den Händen machte er eine fremdartige Geste. Vor ihm aus dem Nichts formte sich ein gewaltiger Tisch und stieg aus dem Boden empor, auf dem Hellmark stand.

Der Magier zeigte seine Macht.

Björn wurde wie von einer Plattform in die Höhe getragen und sah sich irritiert um.

Der Boden unter seinen Füßen, der plötzlich wie eine große Tischplatte auf spindeldürren, verschnörkelten Beinen stand, als hätte sich ein spinnenartiges Ungeheuer aufgerichtet, veränderte sein Aussehen.

Große weiße und schwarze Felder entstanden. Ein Spielbrett!

Carmen de Silva, die eben noch so nahe bei ihm stand und die er weiterhin in seiner Nähe wissen wollte, stand plötzlich viele Meter weit von ihm entfernt, schwebte nach hinten, verharrte auf einem Spielquadrat und blickte ihn ängstlich an.

»Sie ist eine deiner Mitspielerinnen, Sohn des Toten-Gottes«, bekam er zu hören. »Ich habe das Spiel der Könige für dich ausersehen, was uns zur Ehre gereicht, denn sind wir nicht beide König – jeder in seinem Reich? Ich werde mein Spiel spielen – mit meinen Freunden. Du wirst es spielen, mit den deinen. Schwarz gegen Weiß. Du wirst dabei nicht nur Spieler sein, sondern auch handelnde Figur. Bedenke jeden Zug, den du tust, gut!«

Orlok beherrschte die Materie in seinem Reich. Atome gehorchten seinem Willen. Sie formten aus einem Wirbel neue Molekularstrukturen.

Der Magier war in voller Aktion.

Auf dem riesigen Schachbrett begann es plötzlich zu leben und zu wimmeln. Die Spieler erschienen.

Für Orlok erschienen die Untoten. Sie glichen sich wie ein Ei dem anderen und nahmen ihre Positionen ein. Die grün-grauen Gestalten mit den zerfetzten Gewändern standen in Reih und Glied auf den Feldern des Bauern. Hinter den mageren Gestalten mit den Totenkopfgesichtern tauchten furchteinflößende, dämonenfratzige Wesen auf. Auf dem Feld der Königin erschien eine unheimlich aussehende Frau mit strenger Frisur bösen, glühenden Augen und einem schmalen Mund. Sie trug um den Hals eine Kette, an der faustgroße Totenköpfe aufgereiht waren. Über ihre linke Schulter glitt

eine giftgrüne Schlange, berührte ihre bloßen Brüste und schlängelte sich um ihren Leib.

Der Lendenschurz sah aus wie die bizarre Schwinge einer Fledermaus.

Die Haut der Königin der schwarzen Spielfiguren war dunkelgrün. Wenn sie ihre Lippen verzog, wurde ihr blutrotes Vampirgebiß sichtbar, als hätte sie erst eben diese Zähne in eine besonders pralle Ader gebohrt.

Neben der Schreckenskönigin dieses makabren Spiels stand bronzefarben, mit gewölbter Brust und einem kugelrunden Götzenschädel eine lebendige, mannsgroße Wiedergabe des Phantoms Orlok.

Er überragte nicht mehr als lebender Götze das gesamte Spielfeld und nahm nicht mehr den Altar ein. Er war geschrumpft und nun so groß wie alle anderen auch. Sein kahler, glänzender Schädel war bedeckt von einer breiten Goldkrone, in der Rechten hielt er ein goldenes Zepter, das einen länglichen Totenkopf trug.

Orlok war auch zur handelnden Spielerfigur geworden.

»Nein, du irrst«, wurden da durch die Stimme des Meisters der Schwarzen Magie die Gedanken Björns berichtigt. »Der gegnerische König ist nur ein Abbild. Ich bin immer noch da, wo ich eben gewesen bin, nur hast du mich für einen Moment lang während der Umwandlung nicht sehen können.«

Aus diffusen Nebeln schälte sich wieder der Götzentitan, überragte alles mit seinem riesigen Körper und starrte auf das Spielbrett, das für Björn gewaltig, für ihn jedoch in der Tat nur wie ein Spielzeug war.

»Und nun sieh dir deine Mitspieler an! Mach dich mit ihnen vertraut!«

Björn drehte sich wie eine Marionette auf der Stelle, das Schwert noch immer umklammernd, das in diesem gewaltigen Tempel nun bedeutungslos werden sollte.

Der Atem stockte ihm, als er sah, was Orlok mit seinen magischen Kräften bewerkstelligt hatte.

Vor ihm standen Menschen. Er sah die Entführten aus Finjas, die Angehörigen der Guardia Civil in ihren Uniformen, eine spanische Familie, die mitsamt ihrem Haus in das jenseitige Schattenreich geholt worden waren.

Mitten unter ihnen – Carmen de Silva, flankiert von ihrer Mutter und ihrem Vater.

Entweder trieb Orlok hier ein Spiel mit Visionen, oder er hatte dem ungeheuerlichen Spiel zuliebe die Seelen der de Silvas noch mal freigegeben, um Carmen um so deutlicher den Verlust vor Augen zu führen, um sie zusätzlich zu quälen.

Björn konnte mit ihnen sprechen. Sie alle hatten Angst, aber sie

wußten, daß sie sich diesem ungewöhnlichen Schicksal beugen mußten und daß es keinen anderen Ausweg für sie gab. Sie hofften auf ihn, Björn Hellmark.

Auch er mußte sich beugen und das Beste aus der von Orlok aufgezwungenen Situation machen.

Die Menschen, die erst kürzlich hier eingetroffen waren, öffneten eine Gasse, damit Hellmark seinen Platz einnehmen konnte.

Sein Herzschlag stockte, als er die hinterste Reihe des gewaltigen Spielfeldes sah.

Da standen Rani Mahay und Pepe, der vierzehnjährige Adoptivsohn. Sie hatten die Positionen der Läufer eingenommen.

Vertraute Gesichter auch links und rechts neben ihnen.

»Die Königin«, sagte Orlok nur. »Sie ist auch da.«

Es versetzte dem Deutschen einen Stich ins Herz.

Die Königin war braunhäutig, schlank und anmutig. Sie trug auf dem wie aus dunklem Marmor gearbeiteten Kopf eine schmale, blinkende Krone.

Ihr Körper war bedeckt von einem winzigen BH und einem ebenso knapp sitzenden Höschen. Diesen lindgrünen Mini-Bikini hatte Björn noch nie an ihr gesehen.

Die Königin, deren Leben er schützen und verteidigen mußte, war auch im wirklichen Leben die Königin seines Herzens und niemand anders als – Carminia Brado!

*

Welch grausiges Spiel hatte Orlok sich ausgedacht!

Hellmark nahm den Platz neben Carminia ein. Die Nähe der Geliebten irritierte ihn. Es stand so viel auf dem Spiel. Orlok war ein Scheusal, doch er bestimmte die Spieler und die Figuren. Es war sein Spiel.

»Weiß ist am Zug, Weiß beginnt«, ließ Orlok ihm großzügig den Vortritt.

Die Menschen, die vor ihm standen, die ihn umgaben, waren unruhig, nervös. Björn war verwundert, daß sie sich aber trotz aller Erregung so gefaßt verhielten, daß keiner schrie und undiszipliniert losrannte. Bis er erkannte, daß sie dazu gar nicht in der Lage waren.

Sie waren durch Orloks Willen zu Marionetten geworden und konnten nur die Bewegungen ausführen, die Hellmark von ihnen verlangte. Er sprach Rani Mahay an und Pepe, den Jungen, der ein parapsychisches Phänomen war und telekinetische Kräfte freisetzen konnte. Der kleine Mexikaner aber war hier in diesem Raum nicht in der Lage dazu. Auch Björns Versuch, Macabros entstehen zu lassen, mißlang. Hier versagten seine übersinnlichen Fähigkeiten. Wie Al

Nafuur es ihm prophezeit hatte…

Er war in diesem finsteren, unfaßbaren Jenseitsreich auf seinen schwachen, sterblichen Körper angewiesen.

»Weiß ist am Zug«, forderte Orlok ihn noch mal auf und lehnte seinen massigen, fettig glänzenden Leib zurück. Ein arrogantes, teuflisches Grinsen bestimmte sein kugelrundes Gesicht.

Das Spiel begann. Jetzt hieß es Geduld, Ausdauer und Geist in die Waagschale werfen.

Hellmark spielte geschickt, mit großem Können, aber Orlok war der Erfahrenere von beiden. Es zeigte sich, daß er dieses makabre Spiel schon mehr als einmal gespielt hatte.

Eine verlorene Spielerfigur bedeutete eine verlorene Seele.

Konnte Hellmark einen der »Schwarzen« durch einen geschickten Zug ausschalten, dann verließ der Untote das Feld und tauchte unter in diffusen Nebeln, die wie Vorhänge hinter Orlok wogten.

Hellmarks Spieler aber wurden zu Untoten, die sich in die Reihen der Beobachter mischten und wie Spukgestalten den Spieltisch umstanden.

Die Reihen lichteten sich. Anfangs sah es so aus, daß Björn deutlich überlegene Spielzüge machte, daß er seine »Figuren« schonte, daß er mit dem Leben, das ihm da anvertraut war, nicht leichtfertig umging.

Aber dann beging er Fehler über Fehler. Sein Schädel dröhnte, und er registrierte Ermüdungserscheinungen. Es fiel ihm schwer, sich zu konzentrieren.

Hellmark verlor das Gefühl für Raum und Zeit, wurde leichtsinnig und schnell und schneller schien das Spiel vonstatten zu gehen, ohne daß er begriff, welche Züge richtig und welche falsch waren.

Der Ausgang war von vornherein klar.

Hier wurde manipuliert! Er war nicht Herr seines Geistes! Orlok spielte das Spiel, wie er es für richtig hielt und benutzte auch ihn, den Eindringling, nur als Marionette, als Figur.

Orloks Übermacht war beachtlich. Was hatte Hellmark nur falsch gemacht?

»Rani!« Mit dumpfer Stimme wies er dem Freund die neue Position an und war überzeugt, daß er damit das geflügelte Fratzenungeheuer mit den Knochenarmen zum Rückzug zwang, das ihm schon bedrohlich nahe gekommen war und gegen das er nicht wie in einem fairen Kampf das magische Schwert führen konnte.

Plötzlich kam ein Schatten von der Seite. Ein Gedankenblitz Orloks wurde zum Befehl für seine Figuren.

Björn erkannte den Angriff auf Carminia Brado mit Entsetzen. Wie hatte er die Gefahr von dieser Seite nur übersehen können?

Er wurde ständig zwischen Angst und Grauen, Verzweiflung und

Hoffnung hin und her gerissen.

Zwei Gefahrenquellen! Die eine für Rani Mahay – die andere für Carminia.

Nur einen Zug hatte er frei, zwei aber hätte er machen müssen.

Er stellte sich schützend vor die Königin dieses Spiels.

Orlok triumphierte. Wieder fiel eine Spielfigur in seine Hände.

Rani Mahay!

Der Meister der Magie, selbst König der »Schwarzen« in diesem Spiel, streckte seine Hand aus.

Das Leben floh aus Mahays Körper, und er verwandelte sich vor den Augen Björns in einen Untoten.

*

Eine bleiche, ausgemergelte Gestalt, die einmal Mahay gewesen war, wankte in die brodelnde Dunkelheit zu den anderen Gestalten.

Leer war sein Blick. Hier gab es kein Erkennen mehr. Mahay wußte nichts mehr von sich und dem Freund, dessen Chance nun noch geringer geworden war.

Warum weitere Opfer? wogten die Gedanken in Hellmarks aufgewirbeltem Bewußtsein. Waren nicht schon genug gefordert worden?

Ein Gedanke in seinem Bewußtsein bäumte sich auf wie ein tödlich verwundetes Tier.

»Genug!« krächzte er. »Gib sie frei – behalte mich! Mach dem Grauen ein Ende!«

Donnerndes, triumphierendes Lachen. »So war unser Spiel nicht abgesprochen. Erdenwurm. Wir spielen es bis zu Ende, wie die Regeln es verlangen.«

Schwach nur war sein Widerstand, aber er merkte, daß er sich regte. »Regeln? Du hast dich nicht an die Regeln gehalten! Ich konnte nicht die Züge vollbringen, die ich tun wollte… du hast mich daran gehindert… es war kein faires Spiel…«

»Es war ein Spiel nach meinem Geschmack, nach meinen Regeln, was willst du mehr?« Dröhnendes Lachen folgte, daß Hellmark für seine Trommelfelle fürchtete.

»Noch hast du nicht verloren, Erdenwurm! Noch drei Figuren – mit dir sind es vier. Setze sie ein, kämpfe! Noch ist nicht genug geschehen.«

Kämpfe?

Er nahm es wörtlich, stürzte sich nach vorn, erinnerte sich an seinen Kampf mit dem Drachen und riß das Schwert hoch.

Vor ihm stand der verhaßte Gegner, der dieses Traumspiel inszenierte und selbst handelnde Figur war.

Orlok war so groß wie Hellmark. Sein breites Maul verzog sich, und seine dolchartigen Zähne blitzten wie metallene Zacken einer Säge.

Björn schien es, als hielte er anstelle des magischen Schwertes, das nur er mit Bravour führen konnte, ein Zentnergewicht in der Hand.

Fremder Geist, fremdes Wollen ergriffen von ihm Besitz und wollten dieses Aufflackern, dieses Erkennen auslöschen.

Er handelte und rammte das Schwert des Toten Gottes in den dicken, kugelrunden Bauch des Götzen.

Doch da war kein Widerstand – da war nichts!

Luft! Leere!

Hellmark stürzte nach vorn und landete genau in den Armen der dunkelgrünen Königin, die ihr blutiges Vampirgebiß fletschte und ruckartig ihren Kopf senkte, um ihm die dolchartigen Zähne in die Halsschlagader zu jagen.

*

Sie war ziellos durch die Landschaft gefahren, in der Hoffnung, eine Spur der Verschwundenen zu finden, sie irgendwo zu entdecken.

Janina Sallas hatte an vielen Stellen gefragt, ob Manuel mit seinem Begleiter vielleicht gesehen worden wäre.

Sie hatte den Wagen beschrieben. Niemand hatte etwas beobachtet.

Janina Sallas fuhr den Weg zurück.

Die Sonne war untergegangen, der Himmel war noch immer wolkenlos. Groß und strahlend wanderte der volle Mond über das Firmament. Das bleiche Licht lag über dem hügeligen Land. Hart und schwarz waren die Schatten der knorrigen Bäume und Büsche.

Die junge Spanierin hielt an einer Wegkreuzung. Um nach Hause zu kommen, hätte sie jetzt links abbiegen müssen. Hier führte der Hauptweg weiter. Rechts lief ein schmaler Feldweg in die Wiesen und Äcker.

Die junge Frau stutzte plötzlich.

Im hellen Mondlicht sah sie deutlich Spuren von Autoreifen, sie bremste unwillkürlich heftiger, als sie wollte.

Jemand war mit dem Auto hier gewesen? Die Spuren waren noch frisch. Unwillkürlich mußte sie an Renions Fahrzeug denken, mit dem ihr Bruder gefahren war.

Ob sie vielleicht hier…? Der Gedanke kam ihr ebenso plötzlich wie ihr im Lauf des Tages auch viele andere gekommen waren, die sie wieder verworfen hatte.

Sie steuerte auf den Feldweg und konnte die Spur deutlich verfolgen. Sie fuhr weit in das menschenleere Ackergelände, blickte

nach links nach rechts – und zuckte plötzlich zusammen.

Janina Sallas bremste heftig und mußte zweimal hinsehen. Die Reifenabdrücke führten direkt auf das Buschwerk zu. Der Wegrand war herabgedrückt, Grasbüschel und… Sie schluckte und sah genauer hin.

Dunkle Umrisse, groß und hügelig, wie ein Berg hinter dem Buschwerk. Aber das war kein Berg – das war ein Fahrzeug.

Janina Sallas sprang aus dem 2 CV und lief über den holprigen Weg.

Ein mausgrauer Peugeot mit Pariser Nummer. Jean Baptiste Renions Fahrzeug!

Die Entdeckung war für sie so gewaltig, daß ihr Herz heftig zu klopfen anfing und der Schweiß vor Aufregung aus allen Poren drang.

Janina blickte sich um.

Diese mondhelle Nacht riß Dinge aus der Dunkelheit, die sie normalerweise nicht wahrgenommen hätte.

Mitten auf dem Feld sah sie zwei Männer. Sie drehten sich im Kreis, rhythmisch, wie nach einer geheimnisvollen Musik.

»Manuel?« entfuhr es ihr. »Señor Renion?«

Sie lief querfeldein, auf die beiden Gestalten zu, die die Arme reckten, als würden sie den Mond anbeten.

Je näher sie kam, desto sicherer wurde sie sich ihres Verdachts.

»Manuel! Señor Renion!« rief Janina gellend, und ihr Rufen hallte durch die Nacht.

Die beiden Gestalten standen blitzartig still und wandten die Köpfe.

Da sah Janina Sallas den dicken Kreis, die Anordnung der Stöcke und Steine und die bleichen, erschreckten Gesichter und die furchtbare Verwandlung, die in dieser Sekunde mit den beiden Gesuchten vor sich ging.

*

Sie änderten ihre menschliche Gestalt!

Es schien, als ob das bleiche Mondlicht ihre Körper aufblähte, so daß sie größer wurden.

Manuel Sallas wurde zu einem unansehnlichen Ballon, sein Körper wuchs ins Riesenhafte, sein Kopf war kugelrund und kahl, die Augen wurden unwirklich groß und traten aus den wulstigen Höhlen.

»O mein Gott! Manuel!« Janina Sallas wankte und taumelte nach vorn, wie von einer unsichtbaren Hand geschoben.

»Nein, nein, Janina! Bleib zurück, Überschreite nicht den Kreis! Das darfst du nicht!« gellte Manuel Sallas' Stimme, unverändert, titanenhaft, wie Donnerhall alles übertönend, daß die Luft erzitterte.

»Ich bin nicht dein Bruder… hörst du…«

Wie ein schreckliches Echo verhallten seine letzten Worte.

Dieser bronzefarbene, von einem flirrenden, bleichen Strahlenkranz umgebene Gigant hatte nicht mehr die entfernteste Ähnlichkeit mit ihrem Bruder! Er und dieser Señor Renion aus Paris aber sahen sich nun erschreckend ähnlich. Wie Brüder.

Ein leises Zischen begleitete den Feuerzauber, dann wurden die beiden riesigen gegen den Nachthimmel leuchtenden Körper durchscheinend.

Die Gestalt, die einmal Manuel gewesen war, hatte den Blick auf die klein wirkende Menschenfrau gerichtet, hob sanft die Hand, als wolle er ihr ein letztes Lebewohl zuwinken – und löste sich dann auf wie ein Schemen. Der Spuk verschwand. Das verstärkt im Kreis einwirkende Mondlicht fiel in sich zusammen.

Janina Sallas lief nach vorn, überschritt den eingezeichneten Kreis und wurde im gleichen Augenblick wie von einem Sog in das Zentrum des zusammenbrechenden Mondlichts gerissen.

Sie hatte das Gefühl, sich rasend schnell um sich selbst zu drehen. Janina Sallas schrie.

»Manuel!«

Aus endloser Ferne glaubte sie kurz hintereinander noch zwei Stimmen wahrzunehmen, ehe eine erlösende Ohnmacht sie umfangen hielt.

»Ich bin Malak!« Erinnerte sie bei diesen drei Worten nicht etwas entfernt an Manuels Stimme?

»Ich bin Varlok.« Eine andere Stimme, schon viel weiter entfernt, erinnerte an Jean Baptiste Renion.

Dann wußte sie nichts mehr von sich.

In verkrümmter Haltung blieb sie zwischen den nach mysteriösem Sinn zusammengestellten Steinen und Stöcken liegen.

*

Eine Sekunde lang war er wie benommen.

Sie wollte ihm das Leben aussaugen und seine Seele behalten, wie das mit zahllosen anderen vor ihm schon geschehen war.

Björn Hellmark gab sich einen Ruck. Er wußte selbst nicht, woher er – halb betäubt von Orloks mächtigem Willen – noch die Kraft nahm, so zu reagieren.

Er riß den Arm herum. Hart krachte sein Ellbogen mitten in das Gesicht der Vampirkönigin. Deren Kopf flog mit einem wilden Fauchen, wie es aus dem Rachen einer Raubkatze drang, zurück.

Björn rollte sich herum.

Er lag mitten auf einem weißen Quadrat und fühlte die marmorne

Kälte durch seine Kleidung.

Der verkleinerte Orlok war verschwunden. Mit irrlichternden Augen registrierte er, daß die Gestalten, die er so tapfer verteidigt hatte, ins Schwimmen gerieten.

Pepe! Carminia! Sie wurden zu nebelhaften Fetzen und zerflossen.

Nur rechts, auf einem Quadrat am äußersten Spielfeldrand, stand zitternd und am Ende ihrer Kraft Carmen de Silva! Sie löste sich nicht auf…

Die Dinge überstürzten sich, so daß er in diesen Sekunden nicht dazu kam, über Einzelheiten und Merkwürdigkeiten nachzudenken.

In die Reihe der Spielfiguren Orloks kam plötzlich Bewegung. Eine Windbö fegte über den riesigen Marmortisch mit den Spielfeldern. Die Untoten und die dämonischen Wesen, einschließlich der Königin mit dem blutroten Vampirgebiß, flogen durcheinander und wirbelten wie welke Blätter durch die Luft.

Ein Entsetzensschrei hallte durch den weiträumigen Tempel. Die schemenhaft wahrnehmbaren Gestalten der Untoten wichen wimmernd zurück, als ob eine unsichtbare Mauer sich plötzlich zwischen ihm, dem Sterblichen, und den anderen aufrichte.

Leer war das Spielfeld – bis auf die zitternde, bleiche Carmen de Silva.

Neben dem brüllenden Riesen wuchsen aus dem Nichts zwei Wesen, die ihm erschreckend ähnlich sahen.

Die großen Hände griffen nach dem fetten, kugeligen Orlok, ehe er sich erheben konnte.

Hände zweier Phantome, die ihn auf die Stelle bannten, griffen links und rechts nach seiner Schulter und schienen ihn niederzudrücken.

»Malak!« röchelte Orlok. »Varlok!« Seine Augen verdrehten sich. Ein Zittern lief durch seinen titanenhaften Körper, und deutlich war zu sehen, wie die Farbe seiner prallen Haut sich veränderte.

Stahlblau wurde sie, als ob ein Schatten von seinem Körper Besitz ergriffe.

Orlok, das furchtbare Phantom, war wie gelähmt.

»Malak und Varlok!« kam es wie ein Hauch über seine zitternden Lippen, und eisige Luft strömte plötzlich durch den Tempel, in dem es die ganze Zeit tropisch heiß gewesen war. »Ihr seid zurückgekommen?« Auch ein Phantom, ein Meister der Magie, konnte Furcht empfinden. Man hörte es der Stimme an.

»Ja, wir sind zurückgekommen.« Der Linke der beiden neuen Götzengestalten sagte das, den Orlok mit Malak angesprochen hatte. »Es hat lange gedauert, aber nun ist der Zeitpunkt richtig und günstig gewählt. Zwei konnten damals entkommen, du konntest sie nicht vernichten. Zwei haben Rache geschworen! Malak und Varlok!«

Björn kam aus der Hocke in die Höhe, taumelte über die marmornen Spielfelder und lief auf Carmen de Silva zu.

Er registrierte, daß hier etwas eingebrochen war, das auch Orlok nicht erwartet hatte, das er fürchtete.

Er erinnerte sich an die Geschichte, die Al Nafuur ihm berichtet hatte. Orlok hatte seine Gefährten in eine Falle gelockt. Zwei waren entkommen. Und nun erfuhr der Mensch die Fortsetzung und die ungeheuerliche Darstellung aus dem Munde Malaks und Varloks.

Nach ihrer gelungenen Flucht aus der vergessenen Stadt, die Orlok zur Stadt der Toten machte, kam es ihnen darauf an, ihre Spuren zu verwischen. Mit ihren ungeheuerlichen magischen Fähigkeiten brachten sie es fertig, unterzutauchen in Raum und Zeit.

»… aber um dich zu vernichten, um dir ein für allemal das Handwerk zu legen, mußten wir zurückkehren, zu einem Zeitpunkt, als du am wenigsten damit rechnetest. Wir gaben unsere Körper auf und überließen unsere Seelen dem Strom der endlosen Zeit und dem Geist des Universums. Wir wollten wiedergeboren werden. Unsere Seelen begannen neu zu leben in den Körpern zweier Menschen. Die Stunde der Zeugung war die Stunde der Wiedergeburt unserer Seelen in einer anderen Rasse. Wir hatten vergessen, wer wir waren, aber wir würden uns wieder erinnern, wenn die Zeit reif war. Das alles hatten wir vorausgeplant, um uns vor dir zu schützen. Und wir haben – während unsere Erinnerung an unsere wirkliche Gestalt und Aufgabe schlief –, das Geheimnis deiner Vernichtung studiert und vervollkommnet. Es gibt einen Weg, um zu verhindern, daß du weiterhin Unglück und Not über unschuldige Leben bringst. Du wirst wie die Stadt, die einst so fröhliche Feste sah, zur Ruine, zu Stein werden! Unsere Rasse wird ausgelöscht, denn wir werden mit dir sterben. Das alles geschieht, weil du die Gesetze unseres Volkes mit Füßen getreten und dich über alles hinweggesetzt hast. Durch dich geschah Unrecht. Wir können es nicht mehr rückgängig machen – wir können es nur für jetzt und für die Zukunft verhindern.«

Orloks Gesicht spiegelte den Kampf, den er in seinem Innern ausfocht.

Zwei Drittel seines Körpers waren verfärbt, er sah aus wie ein Stein und wurde zu einer riesenhaften, unbeweglichen Statue.

Der gleiche Prozeß aber lief auch in den Körpern der beiden Rächer ab, die sich ihrer wahren Bedeutung bewußt geworden waren.

Malak und Varlok versteinerten ebenfalls.

Aber noch konnten sie sprechen, im Gegensatz zu Orlok, der starr und steif hockte und dessen Brust von keinem Atemzug mehr bewegt wurde.

»Die Zeit war maßgebend…«, sagte Malak. »Nur jetzt und heute konnte dies geschehen, was im Strom der Zeit und des Schicksals

schon so lange latent vorhanden war. Dies Geschehen ist wichtig, für dich…« Damit war Hellmark gemeint. »Nutze die Chance, von hier zu fliehen, ehe Orloks Welt die Pforte, durch die du gekommen bist, für immer verschließt. Du bist noch ein Mensch, deine Seele ist nicht verloren wie die Seele der jungen Frau, die du vor dieser grausamen, kalten Welt retten kannst.«

Damit war Carmen de Silva gemeint.

Er griff nach ihrer Hand, riß sie mit sich, und in seinen Gedanken wirbelte alles wild durcheinander. Er dachte an Carminia Brado, an Pepe, an Rani Mahay… verloren und…

»Nein!« Malak erfaßte seine Überlegungen. »Du brauchst keine Furcht um sie zu haben. Orlok hat ein grausames Spiel mit dir getrieben. Die Lieben, an die du denkst, sie existieren. Orlok hat hier nicht nur mit wirklichen Schicksalen gespielt, er hat auch Trugbilder geschaffen, um dich zu täuschen. Diejenigen, an die du denkst, konnte er nicht holen… und nun lauf auf den Brunnen zu… spring, bevor es zu spät ist!«

Es war, als ob plötzlich neues Leben durch seinen Körper ströme, als ob die beiden Rächer den Druck und die Last von seinen Schultern und seinem Willen nahmen, den Orlok schon kontrollierte.

Der Spieltisch brach in der Mitte auseinander.

Björn rannte auf die Säule zu. Wie ein magisches Auge glühte dort das faustgroße Juwel, das ’Auge des Schwarzen Manja’!

»Danke!« dachte er, und diese Gedanken galten Malak und Varlok. Er konnte sie nicht aussprechen, zu erregt war er.

Er griff nach dem kostbaren Auge, das soviel Glück, aber auch ebensoviel Unglück bringen konnte, wenn es in die falschen Hände geriet.

Die Nebel um ihn herum erstarrten und wurden zu brüchigen Vorhängen. Die Untoten und die Halbdämonen versteinerten wie ihr großer Meister Orlok.

Er erreichte den Brunnen und sah die wogenden, wattigen Wolken.

»Spring!« Ganz schwach, ganz fern nur noch Malaks Stimme. »Vielleicht kannst du auch mir noch einen Gefallen tun…« Ein Bild, ein Haus, ein Name entstanden in seinem Bewußtsein. »Janina Sallas! Sie wird es leichter haben… wenn sie alles erfährt… wenn du als unser Bote…«

Da tauchte er ein in das wogende Wattemeer und riß Carmen de Silva mit sich.

Ein Wirbel…

Er empfing noch einen letzten Eindruck aus dem Tempel der Toten. Die drei riesigen Götzen, die sich in ihrem Aussehen in nichts unterschieden, waren zu Stein geworden. Orlok hockte unverändert vor dem Altar und wurde flankiert von seinen Brüdern, eine Gruppe

versteinerter Götzen, die schrecklich und unheimlich wirkten. Äußerlich war ihnen nicht anzusehen, daß zwei davon ihr Herz für die Menschen gezeigt und ihr Leben geopfert hatten.

Die andere Seite – war das Hünengrab in dem er ankam.

Carmen de Silva war am Ende ihrer Kraft. Hellmark trug sie nach draußen, selbst kaum noch in der Lage, aufrecht zu gehen.

Strahlender Sonnenschein, ein wunderschöner Tag, auch wenn der Wind wehte.

Tief atmet er die Luft ein und ließ den Blick die Felswände emporschweifen. Dort hinter den Hügeln lag Finjas, ein armseliges Bergdorf, dessen Bewohner ein unbekanntes Grauen kennengelernt hatten.

Was geschehen war, würde sich nicht wiederholen. Dafür hatten Malak und Varlok gesorgt. Das Tor in die Stadt der Toten war verschlossen. Menschen würden nicht mehr nach drüben gelangen und die Untoten, die zu Stein geworden waren, nicht mehr herüber können.

Helles Sonnenlicht blendete Björn. Er kam noch zehn Schritte weit. Dann versagten seine Kräfte. Als er wieder die Augen aufschlug, lag er in dem Krankenbett, in dem er schon mal lag.

Er erfuhr, daß Soldaten Carmen de Silva und ihn völlig entkräftet gefunden hatten.

Die Guardia Civil wollte ihn verhören, sobald er vernehmungsfähig war. Er konnte nicht die volle Wahrheit berichten, weil man ihm nicht geglaubt hätte. So blieb seine Aussage Stückwerk, das zu all den anderen Ungereimtheiten paßte, die man inzwischen schon zur Genüge kannte.

Am zweiten Tag wollte Hellmark das Krankenhaus verlassen. Er wollte nach Finjas, in der Hoffnung, dort die Dämonenmaske zu finden.

Dazu kam es nicht. Allein im Zimmer, vernahm er plötzlich eine Stimme in seinem Gehirn.

»Hallo. Björn! Kannst du mich hören?« Es klang vorsichtig. »Diesmal habe ich dich hoffentlich nicht erschreckt?«

»Nein, diesmal nicht.«

»Ich habe etwas für dich«, sagte die Stimme seines unsichtbaren Freundes. Im gleichen Augenblick flatterte etwas vor ihm herab.

Ein kleines Tuch, bräunlich, ähnlich einem abgeschnittenen Damenstrumpf. Es kam einfach aus der Luft und materialisierte plötzlich. Björn griff danach. Die Maske!

»Ich habe sie sichergestellt«, erklärte El Nafuur beiläufig. »Ich konnte nicht zulassen, daß sie ein Opfer des Feuers wurde. Übrigens: den Weg in die Schlucht kannst du dir sparen. Dein Schwert und das ›Auge‹ habe ich vorsichtshalber an mich genommen. Du findest beides

in deinem Gepäck. Ich habe gedacht, so ist es einfacher, als wenn dich die Leute von der Polizei mit diesen Dingen gefunden hätten.«

Er verließ das Hospital, ohne noch mal einen Besuch bei Carmen de Silva gemacht zu haben. Sie war noch arg mitgenommen und verkraftete die Ereignisse nicht so leicht wie er. Aber sie würde über den Berg kommen.

Für Björn war das Abenteuer mit Orlok, dem Phantom aus dem Unsichtbaren, ein Teil seines Alltags. Für Carmen de Silva aber würde der Alltag nie wieder so sein wie früher.

Sie hatte einen Blick hinter die Kulissen der Welt geworfen…

ENDE